



Walter

und seine Geschichten

Walter

und seine Geschichten

Kindheit und Jugend

Ausbildungszeit

von

W. Semmler

Nachdruck, auch auszugsweise, streng verboten.

Meiner lieben Frau Emmy gewidmet.

Inhaltsverzeichnis	Seite
Geburt	7
Lebensgefahr	9
Weihnachtszeit	11
Walter kauft ein	18
Ostern	19
Pfingstausflug	21
Erster Schultag in der Volksschule und Schularbeiten	25
Sorgen der Eltern	28
Flurschütz Ippel	30
Beinbruch	33
Zahnziehen	34
Erste geologische Betätigung	36
Fräulein Toke	37
Erster Schultag auf dem Realgymnasium	40
Mittagessen bei Semmlers	42
Versprochene Fahrräder	43
Theaterspielen	45
Erster Urlaub der Eltern	46
Bergbau	51
Entführung von Erich	52
Turnstunde	56
Ausbruch 1. Weltkrieg und Krankheiten	58
Auseinandersetzungen und Kriegsspiele	63
Ferienarbeit	65
Zarte Liebe	67
Schulstreiche	72
Jugendwehr	78
Kriegszeiten	80
Reaktion	86
Rückkehr zur Normalschule	86
Stromerzeugung	88
Militärzeit	90

Inhaltsverzeichnis	Seite
Drei Monate in der Wetterschleuse	111
Beim Verbauen	119
Am Drehkreuz	121
Abbauförderung	122
Förderung in der Strecke nach Osten	125
Übertage auf dem Holzplatz	126
Im Kesselhaus	127
In der Kohlenwäsche	128
Vor Kohle in Revier 2	129
Richtstrecke nach Osten	130
Tanzstunde	131
Höhere Privatschule Dr. Leib	136
Einmarsch der Franzosen. Passiver Widerstand	138
Erste Meldung zur Reifeprüfung	141
Im Aufbruch, 2. östlicher Blindschacht, 7. Sohle	141
Im Gesenk	144
Unterwerksbau	147
Wechsel der Schachtanlage	150
Im Störungsquerschlag	151
3. östliche Abteilung, Querschlag nach Norden	153
Besuch der Bergschule Essen	154
Studium, Reifeprüfung, Emmy Alker und gefährliche Überfahrt über den Rhein	161
Geländearbeit und Promotion	187
Schluß	193

Vorwort

Nachdem ich vor vier Jahren das Büchlein "Walter und seine Geschichten" (Kindheit und Schulzeit) zahlreichen Verwandten, Freunden und Bekannten zugeschickt hatte, erhielt ich viele Dankschreiben mit der Bitte, auch den Teil der Ausbildungszeit als Fortsetzung folgen zu lassen. Jetzt liegt er, zusammen mit dem ersten Teil, vor. Ich wünsche allen Lesern, daß die Fortsetzung ein ebenso großes Interesse findet wie der erste Teil.

Walter Semmler

Inhalt: siehe Nr. 14.

1899 bis 1901 II. 1/2

1899 bis 1901

1899 bis 1901

Geburt

Als sich für Walter, am 26. März eines Jahres, früh morgens um 6.00 Uhr, das Tor des Lebens seiner Mutter zur Geburt öffnete, da hatten es bereits vor ihm zwei Mädchen und zwei Jungen passiert. Er hatte daher keine Lust, als fünftes Rad am Wagen, zu diesem Quadrigenum zu treten. So zögerte sich seine Geburt hinaus. Er fand es im Mutterleib so schön warm. Man war versorgt, bekam die notwendige Nahrung, ohne sich dafür anstrengen zu müssen. Daher wollte er das Innenleben der Mutter weiter genießen. Während er so dachte und überlegte, wie er vollends zurück und die Schließung des Tores veranlassen könne, spürte er plötzlich, wie etwas kaltes, hartes und metallisches an seinen Kopf angelegt wurde. Dann schloß sich dieses Etwas und hielt den Kopf umfangen. Mein Gott, sind das rohe Menschen, die dir so weh tun. Es schmerzte am Kopf. Plötzlich, mit einer ruckartigen Bewegung und kräftigem Ziehen, war Walter draußen und hatte das Licht der Welt erblickt. Er verhielt sich zunächst ruhig; aber dann wurde er an den Beinchen gefaßt, auf den Po geklopft und so gezwungen, auf diese Mißhandlung durch Schreien zu reagieren. Dieses Schreien sollte zugleich der Ausdruck seiner großen Unzufriedenheit in seiner neuen Lage sein, die ihn nicht nur als fünftes Kind zeigte, sondern ihn bei Prüfung des Namens mit S beginnen ließ, und schließlich stand ihm der Vorname Jakob bevor. Das erkannte er alles als Mißgeschick und nahm sich vor, dies mit viel Geschrei auch zur Kenntnis zu bringen.

Mit der Zeit aber legte sich der Groll. Die gute Muttermilch und die leckeren Breichen trugen viel dazu bei, daß von dem Mißgeschick der ersten Stunde nicht viel übrig blieb. So liebte er besonders die Suppen. In der Festzeitung seiner Eltern zur Silberhochzeit hieß es so:

Walter tat sich bald entpuppen
als ein großer Freund von Suppen,
darum ging er in die Breite,
„Möppel“ nannten ihn die Leute.

Da war es wieder. Kaum waren die Haßgefühle auf diese Welt gemildert, da wandte sich seine Stimmung aufs neue einem Tiefpunkt zu. Seine älteren Schwestern und Brüder nannten ihn nur Möppel und wußten dabei allzu gut, daß sich der Kleine darüber ärgerte. Geduldig ertrug er diesen Namen, der von seiner Mutter als Liebkosung gedacht war. Aber bei fünf Kindern hatte sie keine Zeit, sich über die psychologische Wirkung solcher eigenwilligen Namensgebung Gedanken zu machen. Dem Wachstum war die Bezeichnung auch nicht hinderlich und erst recht nicht dem Appetit. Letzterer war immer gut.

Mit drei Jahren hatte er schon ein Gedicht gelernt. Jeden Abend, wenn ihn die Mutter auszog, um ihn für die Nacht fertig zu machen, ließ sie ihn in seinem kleinen Hemd auf dem Tisch stehen und sagte zu ihm „Nun Walter, sag das Gedicht auf!“ Und Walter begann:

„Ich bin der tleine Hemdenmatz
und meiner Mama süßer Schatz.
Seht, wie ich bin so tudelrund,
an Deist und Törper wohldesund.
Wißt Ihr, woher das tommt na so?
Das tommt vom Tasseler Hafertatao!“

Dann herzte und drückte ihn die Mutter und er konnte gar nicht fest genug die kleinen Ärmchen um den Hals der Mutter schlingen.

Inzwischen war Walter fast vier Jahre alt geworden. Trotz der kleinen Ärgernisse, wie schon beschrieben, waren bis dahin zwei weitere Mädchen geboren worden. Er war nicht mehr der Kleinste, sondern schon einer der Großen, die über die Jüngeren wachen sollten. So saß er eines Morgens

auf dem Gemüsekorb in der Veranda, aus dem die Mutter Kohlrabi putzte für das Mittagessen. „Mama, seid Ihr schon verheiratet?“ „Gewiß Junge.“ „Aber mit wem denn?“ „Papa und ich sind schon lange verheiratet.“ „So, so, und mich habt Ihr nicht dabei gelasset?“ „Aber Walter, das ging doch gar nicht, du warst noch nicht geboren.“ „Ja, dann hättet Ihr solange warten können.“ So ging das Leben weiter. Der Kleine war witzig und helle, sowie brav.

Lebensgefahr

Fröhlich spielte er mit seinen Geschwistern und anderen Kindern in der Nachbarschaft. Laufen, Fangen, Ballspiele, Springen und Reifen schlagen konnte er bereits. So war es auch für den vier Jahre alten Buben keine Bevorzugung, wenn er in den Kreis der größeren Kinder aufgenommen wurde. Das war auch der Fall, als eines Tages in die Gemeinde ein Bautrupp kam, der im Auftrag des Elektrizitätswerkes eine Trafostation errichten sollte. Die Baugrube dafür befand sich unmittelbar dem Rathaus gegenüber, in dem auch das Polizeirevier untergebracht war. Mit 3 m Tiefe hatte sie bei den Kindern immer wieder Erstaunen geweckt und war für eine Zeitlang Mittelpunkt ihrer Interessen. Sie sahen besonders gern den Arbeitern zu, wenn sie, auf den einzelnen Absätzen stehend, den Lehm umschauflten und nach oben warfen. Von hier aus mußte er dann in ein zweirädriges Fuhrwerk verladen werden. Als Walters Vater eines Tages, vom Dienst kommend, an der tiefen, offenen Baugrube vorbeikam, nahm er sich seine Kinderschar vor und verbot ihr strengstens, den Bereich des Wohnhauses in einer größeren Entfernung als der Einzäunung des Grundstücks zu verlassen und sich der weiter gelegenen Baugrube zu nähern. Das Verbot wurde genau befolgt, denn ein Verstoß dagegen hätte nicht nur eine gehörige Tracht Prügel bedeutet, sondern, darüber

hinaus, auch mindestens acht Tage Stubenarrest. Die Beachtung des Verbots fiel Walter auch gar nicht schwer, denn er konnte mit seinen Brüdern oder Schwestern genügend andere Spiele betreiben. Zudem kam eine Regenperiode, es war im Monat April, die es nur wenige Stunden am Tage gestattete, draußen zu spielen. Aber eines Tages kam Grete, ein Nachbarskind, mit noch anderen Kindern und verführte seine ältere Schwester zu einem Gang zur Grünanlage, wo sich die Baugrube befand. Den kleinen Walter nahmen sie mit. Die Baugrube war mit Bohlen zugedeckt. Da diese beim Betreten wippten und hohl klangen, waren bald alle Kinder damit beschäftigt, auf der Bohlenabdeckung herumzutanzten. Dabei mußte sich wohl eine Bohle soweit verschoben haben, daß sie nur noch an einem Ende auflag. Walter, das Verbot des Vaters völlig vergessend, sprang mit den anderen Kindern ebenfalls auf den Bohlen herum und freute sich mit ihnen über das Wippen und die Geräusche. Plötzlich aber durchfuhr ihn ein Schrecken. Er hatte die einseitig aufliegende Bohle am anderen Ende betreten. Sie gab nach und Walter fiel mit der Bohle in die Grube und damit ins Wasser. Das Wasser war während der Regenperiode in die Baugrube gelaufen und hatte diese bis zu 2 m hoch angefüllt. Zum Glück fiel der Junge auf einen Absatz am Rande der Grube; aber das Wasser stand ihm fast bis zum Hals. Er schrie und weinte. Die Kinder schrien ebenfalls, konnten jedoch wegen der Tiefe der Grube nicht helfen. Sie waren nicht imstande, Walter mit ihren Händen zu erreichen. Von der Polizeistation aus hatte der Schutzmann Brass dem Treiben der Kinder zugeschaut und das Schreien gehört. Sofort eilte er herbei, sprang nach Forträumen einiger Bohlen in die Grube und hob den Kleinen heraus. Dabei war seine schöne bunte Uniform durch das gelbe Lehmwasser stark beschmutzt worden. Die ältere Schwester und die Grete nahmen Walter an die Hand und brachten ihn nach Hause.

Es dauerte gar nicht lange, da erschien der Vater, der die Geschichte, als Standesbeamter im Rathaus, durch Schutzmann Brass erfahren hatte. Zuerst gab es für die ältere Schwester und Walter eine Tracht Prügel und danach für sämtliche Geschwister vier Wochen Stubenarrest. Der Schutzmann Brass bekam eine öffentliche Belobigung als Lebensretter, eine neue Uniform und von Walters Vater ein 20 Mark-Goldstück als Belohnung für diese Rettungstat. Die Rettung, die Prügel und der Stubenarrest wirkten noch lange nach; jedoch war Walter der Nachwelt erhalten geblieben.

Die Eltern hatten sich inzwischen ein Haus gekauft, da die Erdgeschoßwohnung in dem alten Haus, wegen des laufenden Kindersegens, zu klein geworden war. Beim Umzug durfte Walter fleißig mithelfen. Der neue Wohnsitz lag nur 100 m weit vom alten entfernt, so daß nur wenige schwere Möbel mit einem Fahrzeug in die neue Wohnung gebracht werden mußten. Alles andere wurde getragen. So ging Walter den ganzen Tag hin und her, um mit den Großen mithelfen und mitreden zu können. Abends fiel er todmüde ins Bett. Er hatte aber nun sein Bett im Schlafzimmer der beiden älteren Brüder. An Schlafen wurde meist nicht gleich gedacht. Zu dritt sangen die Jungen Lieder, einfach und im Kanon, bis sie müde waren. Dann sprachen sie erst ihr Gebet. An manchen Abenden, wenn der Übermut sie gepackt hatte, entwickelten sich wahre Kissenschlachten, bei denen Walter tapfer mit den größeren Brüdern mithalten konnte.

Weihnachtszeit

Als der Winter nahte und damit die Weihnachtszeit, begann für die Geschwister und Walter die schönste Zeit ihrer Kindheit. Am Nachmittag, wenn die Dämmerung herein-

brach, hölte die Mutter alle Kinder, soweit sie laufen konnten, zu sich in die Küche. In der geräumigen Küche stand ein großer Herd, der stets blank geschauert und ein Schmuckstück jeder Küche war. Neben diesem Herd saß die Mutter. Rechts und links auf dem Schoß die beiden Kleinen. Vorn zu ihren Füßen Walter. Seitlich davon die beiden Brüder und die größeren Schwestern. Der Herd brannte. Ein roter Lichtschein von der Glut des Feuers tauchte den Raum und die Gruppe in eine wundervolle andächtige Stimmung. Dazu sumnte das Wasser im Kessel auf dem Herd sein eigenes Lied. Mutter erzählte mehrere Geschichten. Die bekannten Märchen, obgleich vielfach schon gehört, sie klangen jedes Mal wieder wie neu und erfreuten Walter und seine Geschwister. Kurz vor Weihnachten, in der Adventszeit, wurde es besonders stimmungsvoll, wenn ein Tannenzweigstück angebrannt wurde und der Duft lange in der Küche lag. Dann erzählte die Mutter auch selbstgemachte Geschichten aus ihrer eigenen Heimat, aus Helsa, wo die Losse am Haus vorbeifließt und die Forellen mit der Gabel gefangen wurden. Oder sie beschrieb die herrliche Landschaft und die tiefen Wälder, in denen die Hirsche, Rehe, Wildschweine und viele andere Tiere eine Selbstverständlichkeit waren. Walter hörte dann angespannt und aufmerksam zu und verlegte die Märchenwelt der Erzählungen in diese Landschaft.

Zu dieser Zeit kamen auch die Wünsche zu Weihnachten zur Sprache. Walter's sehnlichster Wunsch war eine Eisenbahn. Er hatte bei einem Besuch der Stadt, an der Hand der Mutter, in das Schaufenster eines Spielwarengeschäftes schauen dürfen. Darin war auch eine Eisenbahn, in einem roten Karton. Auf dem Karton war ein Eisenbahnzug abgebildet. Die Lokomotive mit den Wagen stand auf einer ovalen Gleisanlage. „Den kann mir das Christkind bringen, Mama.“ „Ja, ich werde mal mit dem Christkind sprechen.“ Damit war die Unterhaltung darüber zu Ende. Walter erhielt

wohl noch Ermahnungen, daß er jetzt besonders artig sein müsse und den Eltern viel Freude mache, denn alles würde das Christkindchen sehen und sich bei der Wahl der Weihnachtsgeschenke daran erinnern. Walter war der bravste Junge der Welt. Nur eitel Freude für die Eltern. Aber da war eines Tages die Mutter in der Stadt gewesen. Als sie nach Hause kam, war sie erst in das „Gute Zimmer“ gegangen, hatte es hinter sich abgeschlossen und den Schlüssel abgezogen. Die größeren Geschwister raunten von einem Besuch beim Christkindchen und davon, daß es sicher abends und in der Nacht kommen würde, um mit der Mutter und dem Vater Weihnachten vorzubereiten. Walter war artig und folgsam. Er konnte gar nicht früh genug ins Bett kommen, damit auch das Christkindchen rechtzeitig käme. Und wenn dann am anderen Morgen ein Engelshaar und ein Wattebäuschchen oder nur ein Flaum davon auf dem Boden lag, dann war es eisenhart klar, daß das Christkindchen da gewesen war. So beschäftigte sich Walter mit den Gedanken an die Eisenbahn. Wenn er die Geschwister danach fragte, konnten sie ihm nur sagen, daß er noch viel zu klein für eine Eisenbahn sei. Die Mutter wußte aber überhaupt nichts, denn gerade darüber hätte das Christkindchen bei seinem letzten Besuch aus Zeitmangel nicht sprechen können, weil es noch zu so vielen anderen Kindern müsse. Walter glaubte es. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Irgendetwas muß doch in dem guten Zimmer sein. Es war doch abgeschlossen. Das war vorher nicht der Fall. Da ging man nur wegen der Kälte nicht hinein. Zu dieser Jahreszeit wäre es nur bei hohem Besuch geheizt worden. Auch das Gucken durch das Schlüsselloch brachte weder eine Aufklärung noch eine Beruhigung. Eines Tages konnte man aber auch durch das Schlüsselloch nicht mehr schauen. Es war von innen zugeklebt. Nun stieg die Spannung aufs äußerste. Walter fragte immer wieder, um seine Neugierde zu befriedigen; aber eine befriedigende Antwort erhielt er

nicht. In seinem kleinen Kopf kreisten allerhand Gedanken. Eines Tages hatte er eine Idee. Vom Hof aus müßte man durch das Fenster in das „Gute Zimmer“ hineinschauen können. Dann wüßte er endlich, wie es mit ihm um Weihnachten stünde. Er sah sich die Örtlichkeit genauer an und erkannte, daß, bei Verwendung eines Stuhles, er sich an der Eisenstange der Weinlaube bis zum Fenster hochziehen könne. Nur mußte er einen günstigen Zeitpunkt abwarten. Den Geschwistern verschwie er seinen Plan. Auch der Mutter gegenüber machte er keine Andeutung. Am besten würde sein Vorhaben gelingen, wenn die Geschwister morgens in der Schule und die Mutter mit der kleineren Schwester zum Einkaufen wären. Denn nur unter diesen Umständen hätte er zu dieser Jahreszeit auf den Hof gehen können, durch die Veranda hindurch unter die Laube. In der Tat, am folgenden Tag trat alles so ein, wie sich der kleine Walter es gewünscht hatte. Das kleinste Schwesterchen lag im Kinderwagen, Mutter und die kleine Schwester waren fortgegangen und die übrigen Geschwister in der Schule. Aus der Veranda holte er einen Stuhl, schwang sich darauf, kletterte an der Eisenstange hoch und konnte durch das Fenster sehen. Wirklich, da lagen die Pakete und Schachteln, Dosen und Kisten. Und eine große Schachtel war so rot, wie die in dem Schaufenster. Walter blieb fast das Herz stehen. Beinahe hätte er die Eisenstange losgelassen und einen schweren Sturz gemacht. Aber er faßte sich wieder, kletterte herunter, setzte den Stuhl in die Veranda an den Platz, an dem er gestanden hatte, schloß die Verandatür und die Küchentür hinter sich zu und spielte mit dem Schwesterchen im Kinderwagen. So traf ihn die Mutter bei ihrer Rückkehr an. Dabei mag sie wohl gedacht haben, was der Walter doch ein braver Junge sei. Walter verhielt sich stumm. Aber am zweiten Tag konnte er das ihn überwältigende Glück nicht mehr für sich behalten. Seinen Geschwistern machte er Andeutungen darüber, daß

im „Guten Zimmer“ verschiedene Schachteln und Kartons seien und darunter eine rote mit einer Eisenbahn. Nun war er erleichtert. Sein Glücksgefühl hatte er mit anderen geteilt und dachte selig an den Heiligen Abend, wenn endlich die Bescherung sich ereignete. Aber bis dahin war es noch eine Weile Zeit. Am folgenden Morgen spielte Walter mit seiner kleinen Schwester. Seine Mutter sah anscheinend interessiert zu, wie schön die beiden Kleinen zusammen spielen können. Es war auch ein so schönes friedliches Bild. „Walter, geh’ doch mal in das Gute Zimmer und hole mir das Kissen vom Sofa.“ Einen Augenblick hielt Walter den Atem an. Das kann doch nicht wahr sein, da liegen ja die Weihnachtsgeschenke. Erstaunt und fragend sah er seine Mutter an. „Ja, nun geh’ schon“ sagte sie. Walter ging zum „Guten Zimmer“. Es war offen. Er sah sich im Zimmer um, nirgendwo waren die Schachteln und Kartons, Dosen und Kisten zu sehen. Ein ganz normales Zimmer, wie sonst, fand er vor. Dann fiel ihm ein, daß er das Kissen vom Sofa holen und der Mutter bringen sollte. Seine Mutter merkte ihm die große Enttäuschung an und bald danach konnte es Walter nicht mehr verbergen. „Wo sind die Weihnachtssachen in den Schachteln geblieben?“ „Ach die, die hat das Christkindchen gestern abend wieder abgeholt. Es hatte gesehen, daß Du durch das Fenster von außen geschaut hast. Solche Kinder bekommen nichts von ihm. Da gibt es viel artigere Kinder, die so etwas nicht tun. Ihnen bringt es die Sachen. Neugierig dürfen kleine Kinder nicht sein.“ So war nun die Bescherung da. Alles leer, keine Eisenbahn. Von Selbstvorwürfen geplagt, ärgerte ihn am meisten, daß auch die Sachen für die übrigen Geschwister verschwunden waren. Aber das Christkindchen war offensichtlich unerbittlich gewesen. Als die größeren Brüder und Schwestern mittags aus der Schule kamen, fanden sie die Tür zum „Guten Zimmer“ offen. Sie schauten hinein und fanden nichts mehr, was auf Weih-

nachten hätte hindeuten können. „Wo sind die Sachen hingekommen, Mama?“ „Das Christkindchen hat alles gestern abend abgeholt, weil der Walter durchs Fenster geschaut hat.“ Kaum war das gesagt, fielen alle über Walter her, schimpften ihn aus, knufften ihn, schlugen ihn und wollten nicht mehr mit ihm spielen, weil er schuld daran sei, daß sie nun nichts vom Christkindchen bekämen. In den nächsten Tagen war Walter still und ruhig. Wie ein Duckmäuser schlich er durch die Wohnung oder saß, in sich versunken, in einer Ecke. Die Geschwister mieden ihn und ließen ihn links liegen. So ging das nun schon mehrere Tage. Es änderte sich nichts. Das „Gute Zimmer“ blieb offen, und jeder konnte hineingehen, um sich zu überzeugen, daß keine Sachen vom Christkindchen vorhanden seien. Für Walter waren es schlechte Zeiten. Die Geschwister schimpften immer noch mit ihm, beachteten ihn kaum und spielten auch nicht mit ihm. Der frohe Knabe war ein trübseliges Kind geworden. Er sah schlecht aus, und das Essen wollte ihm gar nicht mehr schmecken. Die Aussicht, am Heiligen Abend vollkommen leer auszugehen, quälte ihn doch zu sehr. Dazu kam die Erwartung, daß die Geschwister ihn dafür verantwortlich machen würden. Und das ging nicht ohne Hänselei und Knüffen oder sogar Schlägen ab. Aber zwei Tage vor Heiligabend war dann plötzlich das „Gute Zimmer“ wieder abgeschlossen. Walter strahlte nach dieser Feststellung. Er machte nicht den Versuch, durchs Schlüsselloch zu sehen, noch wollte er irgendwie wissen, was im abgeschlossenen Zimmer verborgen sei. Aber seine Mutter machte allen seinen Gedanken und Überlegungen um Weihnachten ein rasches Ende. Sie schloß das „Gute Zimmer“ auf und ging mit ihm hinein. Außer ein paar Lappen vom Puppenwagen oder Puppenkleidchen war nichts zu sehen. Eine rote Schachtel, der Inbegriff seiner Erwartung und Seligkeit, war nicht vorhanden. Betrübt ging er wieder hinaus. Alle seine Fragen

wurden von der Mutter nur so beantwortet, daß sie nichts wisse und nur das Christkindchen dafür zuständig sei. Die Beteuerungen und Versprechen, immer artig und brav zu sein und nie wieder neugierig sein zu wollen, schienen nicht gehört zu werden. Daher interessierte ihn nun das weiterhin abgeschlossene „Gute Zimmer“ nicht mehr. Für ihn war, durch seine eigene Schuld, alle Aussicht auf ein fröhliches Weihnachten geschwunden. Eine Eisenbahn war endgültig vorbei. So nahte dann der Heilige Abend. Vater und Mutter waren so glücklich und froh an diesem Tag. Wie immer, gab es mittags Linsensuppe. Sie schmeckte auch Walter gut. Am Nachmittag hieß es dann, die Sonntagskleider anziehen. Die Geschwister sprachen von einer Bescherung. Walter aber sah nur Puppenlappen, allenfalls Puppen. Er fühlte sich ausgeschlossen. Als er dann gefragt wurde, ob er sein Gedicht könne, mußte er verneinen. Schnell lernte er noch eins, so daß er im Kreis der Brüder und Schwestern wenigstens ein Gedicht konnte. Vielleicht gab's doch noch einen Teller voll!? Der Heilige Abend kam. Um 17.30 Uhr schloß seine Mutter die Tür zum „Guten Zimmer“ von der Küche aus auf. Ein strahlend brennender Weihnachtsbaum und darunter Geschenke und nochmals Geschenke. Walter liefen die Tränen vor Freude über die Backen. Die übrigen Kinder, zur Linken der Größten die Eltern mit den Kleinsten auf dem Arm, hatten sich schon aufgestellt. Walter konnte es vor Rührung noch nicht fassen, daß nun doch noch das Christkindchen den Geschwistern etwas gebracht hatte. Er schob sich an das rechte Ende der Reihe und sah nur den Weihnachtsbaum. Wie aber sein Blick sich einmal abwandte zu den Geschenken, da sah er eine große, rote Schachtel mit einer aufgedruckten Eisenbahn. Wieder kullerten ihm die Tränen die Backen herunter und nur dem Umstand, daß die vier größeren Geschwister die Weihnachtsgeschichte und -gedichte aufsagten, war es zu verdanken, daß er sich

einigermaßen gefaßt hatte, als er sein Gedicht vortragen mußte. Er schluckte noch und die Erregung war ihm anzumerken. Vater und Mutter aber dachten, daß für den kleinen Walter dies alles eine heilsame Lehre gewesen sei. Die Eisenbahn aber war wirklich in der roten Schachtel und für ihn bestimmt.

Walter kauft ein

Inzwischen war Walter fünf Jahre alt geworden. Er war schon groß genug, um einmal für die Mutter einkaufen zu gehen. Deshalb sagte eines Vormittags die Mutter: „Walter, du sollst für mich einkaufen und das mitbringen, was hier auf dem Zettel geschrieben steht. Hier hast du dreißig Pfennige. Du mußt zwei Pfennige zurückbekommen.“ Walter nahm die Korbtasche und ging zum Kaufmann, der etwa 500 m weit einen Kolonialwarenladen hatte. Als er eintrat, die Tür läutete beim Öffnen, waren mehrere Kunden schon im Laden. Er stellte sich daher in den Hintergrund, von wo er alles beobachten konnte. Da wurde Petroleum hochgepumpt in einen Glasbehälter, aus dem es abgefüllt wurde. Rüböl und Baumöl waren in Behältern an der Wand angebracht und wurden in die darunter stehenden Flaschen gefüllt. Butter wurde vom großen Stück geschnitten. Sauerkraut entnahm man einem großen Faß und daneben standen andere Fässer mit Heringen, weißer und schwarzer Schmierseife. Das war schon für ihn sehenswert. Ganz noch beobachtend versunken in seine Wahrnehmungen, sprach ihn die Inhaberin des Ladens an. „Na Walter, was sollst du denn holen?“ Walter gab den Zettel hin und legte die 30 Pfennige, es waren 3 Zehnpfennigstücke, auf die Theke. Als die Sachen abgefüllt und fertig waren, nahm Walter sie und packte sie in die Korbtasche. In seine Hand legte die Inhaberin aber drei Pfennige.

„Geben Sie mir für einen Pfennig einen Salmiakstern.“ So, jetzt war seiner Meinung nach alles in Ordnung. Er brachte die Ware nach Hause und gab seiner Mutter zwei Pfennige zurück. Einige Tage später kommt die Mutter vom Einkauf in demselben Laden zurück und fragt nur: „Walter, wieviel Pfennige hast du beim Einkauf zurückbekommen?“ „Drei.“ „Und zwei Pfennige hast du mir nur gegeben, du hast dir dafür einen Salmiakstern, ohne meine Erlaubnis, gekauft. Ich werde dir helfen“, sprach's, machte die Backhaube des Herdes herunter und entnahm dem Backofen ein Stück Holz, das darin zum Feueranmachen getrocknet wurde. Dann legte sie den Jungen über's Knie und verabfolgte ihm eine gehörige Tracht Prügel, weil er einen Pfennig unterschlagen hatte.

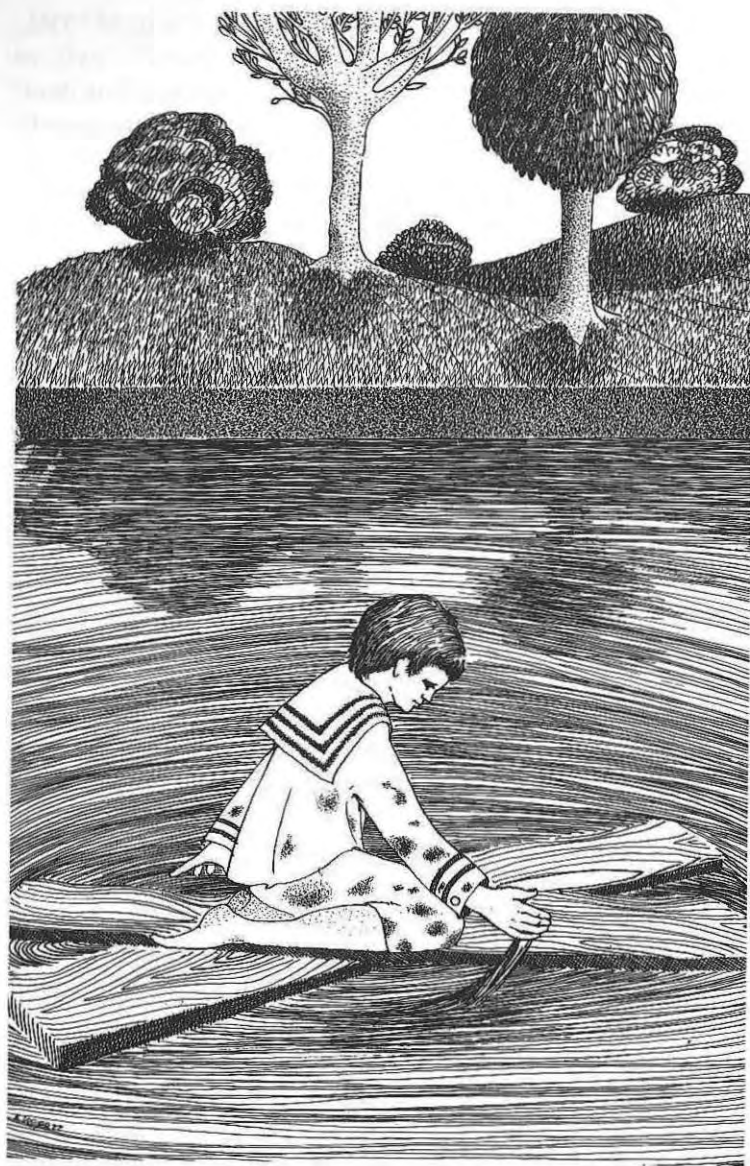
Ostern

Schön war immer das Osterfest. Der Osterhase war doch so gut, die große Familie alljährlich mit vielen bunt gefärbten Eiern zu bedenken. Dazu brachte er den Jüngeren auch noch Schokoladenhasen und Schokoladeneier. Wie die Eltern das alles geschafft haben, das können nur Eltern von kinderreichen Familien beurteilen. Etwa 100 bunte Eier wurden jedes Mal im Hof und im Garten am Ostermorgen nach dem Gottesdienst gefunden und eingesammelt. Walter hätte zu gern den Osterhasen beim Eierfärben oder beim Verstecken der Eier überrascht oder belauscht. Aber immer wenn er mit den Geschwistern in der Kirche war, kam der Osterhase und versteckte die Ostereier. Jedesmal hatte er sich im Garten vor dem Gottesdienst davon überzeugt, daß noch keine Ostereier da waren. Woher wußte der Osterhase, daß er in der Kirche war? Aber solche Gedanken waren schnell verflogen, wenn er aus der Kirche kam und es hieß

„Der Osterhase war da!“ Dann stürzten alle in den Hof und in den Garten. Jeder wollte möglichst viele Ostereier finden. Da lagen die bunten Eier im Hühnerstall, in den Sträuchern, in den Mauerlöchern, bei den Kirschbäumen aber auch in Nestern. Kaum glaublich, wie vielseitig der Osterhase zu Hause bei Walter war. Nach dem Einsammeln bekam jeder erst einmal ein Osterei. Selbstverständlich gab es auch Schokoladeneier oder Schokolade vom Schokoladen-Osterhasen. Nach dem Mittagessen erhielt wiederum jeder ein Osterei und beim Abendessen ebenfalls. Dasselbe wiederholte sich am 2. Ostertag. Zwischendurch hatten die Größeren herausgefunden, wo die Ostereier aufbewahrt wurden und bedienten sich dann außerhalb der Mahlzeiten. Walter mochte wohl sieben Jahre alt sein. Da spricht die Nachbarin Frau Albring, die Frau des Gemeindebaumeisters, ihn an und fragt ihn, ob er nicht ein Osterei haben möchte. Walter sagt dankeschön, weil er nichts von anderen Leuten annehmen sollte. Frau Albring läßt aber nicht locker und drückt ihm schließlich ein grün gefärbtes Ei in die Hand. Walter bedankt sich, geht fort um eine Gelegenheit zu suchen, wo er es essen kann. In der offenen Tür der Bismarckschule verschwindet er, schält das Ei und ißt es. Das war gegen 1/2 6 Uhr am Nachmittag des zweiten Ostertages. Gegen 1/2 7 Uhr geht er zum Abendessen ins Haus. Kaum hat er die Wohnung betreten, als seine Mutter ihn sich schnappte und, übers Knie gelegt, ihm eine gehörige Tracht Prügel mit der flachen Hand verabfolgte. „Ich werde dir helfen, bei Albrings um Eier zu betteln. Frau Albring hat mir gerade erzählt, daß du bei ihr um Ostereier gebettelt hast, weil du keine zu Hause bekommst.“ „Das ist nicht wahr, Frau Albring lügt, sie hat mir ein Ei in die Hand gedrückt; ich wollte es gar nicht haben, ich habe nicht gebettelt“, sprach’s, aber er hatte seine Abreibung weg. Noch unter dem Eindruck dieser Gemeinheit schwor er sich, dieser Frau fortan aus dem Wege zu gehen.

Pfingstausflug

Vater und Mutter hatten sich fest vorgenommen, mit den Kindern am Pfingstsonntag einen Ausflug zu machen und ihnen die Schönheit von Wald und Flur zu zeigen. Dazu wollte man nach dem Mittagessen gleich aufbrechen. Die beiden Kleinsten sollten zu Hause bleiben und von der guten Johanna betreut werden. Vater hatte auf seinen Mittagsschlaf zu verzichten. Dafür wollte Mutter ihn mit einem schönen Kaffeetrinken im Waldhaus entschädigen. Schon vierzehn Tage vorher begannen die Vorbereitungen. Für die Mädchen wurden die Sommerkleider hervorgeholt, gewaschen und gebügelt, die weißen Strümpfe, die guten Schuhe und schließlich die Haarschleifen für die langen Zöpfe. Die drei Jungen hatten für den Sommer weiße Matrosenanzüge, für den Winter dunkle Matrosenanzüge. Da die weißen Anzüge noch nicht seit dem vergangenen Sommer benutzt worden waren, mußten sie auch gewaschen und gebügelt werden. Vater und Mutter, sowie Johanna, waren guter Laune und gaben den Kindern auf alle Fragen über den Ausflug bereitwilligst Auskunft. Sie schilderten, wie schön es im Walde und was dort alles zu sehen sei. So kam der erste Pfingsttag heran. Ein strahlend schöner, heller Tag. Schon um sechs Uhr waren die Kinder in der Frühe wach und konnten gar nicht mehr erwarten, aufstehen zu dürfen. Um acht Uhr war es dann soweit. Mutter kümmerte sich noch vorerst um die Kleinsten, Vater um sich und alle. Johanna gab den Kindern die Kleider, Anzüge, Strümpfe und Schuhe. Die Jungen sahen in den Marineanzügen herrlich aus. Vater war stolz auf seine drei Jungen und konnte es ebenfalls auf die schmucken Mädchen sein. So sauber waren sie, daß Vater und Mutter, wie aus einem Munde, sagten: „Es wird aber nach dem Kaffeetrinken nicht fortgegangen, sondern nur in der Nähe des Hauses geblieben. Und achtet darauf, daß ihr sauber



Walter rudert auf den Bohlen

bleibt.“ Der Malzkaffee war getrunken, Butterbrot mit Marmelade gegessen. Die Kinder gingen vor das Haus, trafen sich mit anderen Mädchen oder Jungen, spielten ein wenig, aber so zurückhaltend, daß die saubere Kleidung nicht schon am frühen Morgen Schaden litt. Gegen halb elf erschienen Kondel und sein Bruder Max und erzählten den Jungen, daß im Siepen die Teiche z. Z. zugänglich seien und man dort einmal nachsehen könne, ob sie in das Spielen einbezogen werden könnten. Bei drei so sauberen Matrosenanzügen und den ausgesprochenen Ermahnungen war die Lust nicht groß, die nächste Umgebung des Hauses zu verlassen. Aber nach einigen Minuten zogen dann die drei und noch mehrere andere Jungen zum Siepen zu den Teichen. Tatsächlich, die Bretterzäune waren zum Teil entfernt und man konnte an die offenen Wasserflächen. Kondel und Max hatten schon vorher ausprobiert, wie man sich darauf fortbewegen könne. Zwei Holzbohlen hatten sie scherenförmig übereinander gelegt und waren darauf getreten. Mit den Händen ruderten sie und die Bohlenschere bewegte sich. Nun, die drei taten dasselbe auf einem anderen Teich. Die Jungen hatten einen großen Spaß und merkten gar nicht, daß beim Rudern mit den Händen das Wasser auch an die Anzüge spritzte. Dieses Wasser war aber nicht klar oder sauber, sondern war schwarzes Kohlenwaschwasser der Kohlenzeche, das außerdem noch die Abwässer der Kokerei enthielt. Nachdem die Jungen sich mehrere Stunden mit diesem Wassersport vergnügt hatten, dachten sie an das Mittagessen und gingen nach Hause. Auf dem Nachhauseweg sahen sie schon auf ihren Anzügen die Fülle der schwarzen Flecken. So sehr sie sich auch bemühten, sie zu beseitigen, es gelang ihnen nicht. Daher ahnten sie nichts Gutes, als sie zu Hause ankamen. Mutter fiel fast in Ohnmacht, als sie ihre drei schmutzigen Jungen sah, fing an, laut zu weinen und dazwischen immer wieder zu schimpfen. Johanna stand dabei und bekreuzigte sich.

So viel Dreck auf solch schönen weißen Matrosenanzügen, das hatte sie nicht für möglich gehalten. Unterdessen war Vater hinzugekommen und sah, was geschehen war. Er schimpfte nicht, holte den Rohrstock und verabfolgte jedem eine Tracht Prügel. Die Anzüge mußten ausgezogen werden und die Jungen kamen ins Bett. Hier hatten sie auch den zweiten Pfingsttag zu verbringen. Der Pfingstausflug war ins Wasser gefallen.

Langsam ging nun die schulfreie Zeit zu Ende. Sie war angefüllt mit allen möglichen Spielen und Beschäftigungen im Kreise der großen Familie, in der es zu leben auch für Walter eine Freude war. Auf die Schule bereitete er sich innerlich, wie auch äußerlich vor. Innerlich, indem er sich vornahm, brav zu sein, fleißig zu lernen, die Schulaufgaben ordentlich zu machen und Haltung zu zeigen. Äußerlich, indem er sich jetzt schon selbst die Hände wusch, wenn sie schmutzig waren. Den Schulranzen der Geschwister umzog und mit deren Griffelresten auf ihren Tafeln kritzelte. Zu Weihnachten wünschte er sich einen Schulranzen aus Leder, eine Klapptafel mit Schwamm und Trockenlappen und einen Griffelkasten. Davon träumte und schwärmte er. Bei der Bescherung am Heiligen Abend war der Ranzen mit der Tafel vorhanden. Walter zog ihn gleich um und lief den ganzen Abend nur mit dem Ranzen durch die Wohnung, wobei Schwamm und Trockenlappen der Tafel heraushingen und herumbaumelten. Die Tafel war allerdings keine Klapptafel, sondern nur eine einfache, da diese erheblich billiger war. Hauptsache, er hatte aber eine Schreibtafel. Den Griffelkasten vermißte er sehr. Mußte er sich doch immer bei den Geschwistern die Griffel leihen. Ihn erhielt er erst zum Geburtstag, der vor Ostern, noch vor Schulbeginn lag. Walter atmete den Geruch des Ranzenleders, der neuen Tafel und des Griffelkastens als glücklichmachend und zukunftsweisend und dachte dabei, wenn es nur schon so weit wäre.

Erster Schultag in der Volksschule und Schularbeiten

Am ersten Schultag nahm Mutter Walter an die Hand und ging mit ihm zur unmittelbar benachbarten Schule. Walter hatte seinen guten dunkelblauen Matrosenanzug an, den Schulranzen, mit Tafel und Griffelkasten darin, umgezogen und ging wohlgemut neben der Mutter her. In der Schule angekommen, begrüßte sie der Lehrer Rülcke und sprach Walter gut zu, daß er sich nicht in der Schule zu fürchten brauche. Er führte ihn in die Klasse und setzte ihn in die letzte Reihe, auf den Eckplatz am Mittelgang. 64 Jungen und Mädchen waren schließlich in der Klasse versammelt. Vom Pult aus gesehen saßen rechts 32 Jungen und links 32 Mädchen. Die erste Stunde begann nach wenigen Minuten. Lehrer Rülcke kam in die Klasse, ging zum Pult und sagte: „Liebe Kinder, hier ist der Rohrstock. Wer nicht still sitzt und nicht pariert, bekommt es damit zu tun.“ Sprach's und schlug den Stock durch die Luft, daß es ordentlich heulte. „Nehmt eure Tafeln heraus und legt sie auf die Bank. Paßt gut auf, wir lernen jetzt schreiben.“ Er nahm ein Stück Schreibkreide, ging zur Tafel und schrieb. Dabei sagte er: „Strich auf, Strich ab, Strich auf, Pünktchen drauf. Das ist ein i. Wiederholt es alle.“ Alle Kinder sprachen es nach, solange, bis der Lehrer zufrieden war. „Nehmt euren Griffel und schreibt nun i, die ganze Tafel voll.“ Die Kinder taten wie geheißen und manches i wurde an diesem Morgen, denn auch in den nächsten beiden Stunden mußten sich die Kinder mit i befassen, ausgewischt oder verbessert. Am Schluß der Stunde mußten alle Kinder ihre Schiefertafeln ausputzen und sauber vorzeigen. „Zur Übung schreibt ihr für morgen die ganze Tafel voll i.“ Am Nachmittag saß Walter, wohl von seinen Illusionen befreit, am Tisch und machte Schularbeiten, wie die großen Geschwister. So erlebte er den ersten Schultag.

Nun waren es schon fünf Kinder, die zur Schule gingen. Jeden Tag saßen die Fünf am großen und runden Tisch im Wohnzimmer und machten Schularbeiten. Dabei wurde ernsthaft gearbeitet. Die älteste Schwester hatte die Oberaufsicht, damit keiner durch Dummheiten und Albernheiten anderer von den Arbeiten abgehalten wurde. Sie half gern allen jüngeren Geschwistern bei den Aufgaben und war eine Respektsperson, ohne daß sie es selbst wußte. Eine Reihe von Jahren lang fand in der Schulzeit jeden Nachmittag die Schulaufgabenrunde statt. Später saßen dann bis zu acht Kinder an dem großen runden Tisch. Mädchen und Jungen vom Gymnasium oder aus der Volksschule saßen friedlich zusammen, um fleißig zu arbeiten. Nur wenn auswendig gelernt werden mußte, verließ der Schüler oder die Schülerin den Tisch. Es mußte dann in der Küche oder draußen gelernt werden. Beim Vokabellernen schlossen sich meist zwei zusammen, um sich gegenseitig abzuhören. Eine besonders anheimelnde Stimmung, auch für diese Stunde, kam im Winter auf, wenn es bereits früh dunkelte. Dann befand sich auf dem Tisch in der Mitte eine Petroleum-Stehlampe. Ihr Schein, vom metallenen Schirm ausgehend, reichte gerade bis zum Rande des Tisches. Das Licht selbst war gelb. Weißes Licht aus einer Petroleumlampe gab es nicht. Die Lampe war aus Messing. Im Schirm befanden sich blaue, rote und grüne sowie gelbe Glasstücke, wie eingelegte Schmucksteine. Sie leuchteten beim Brennen der Lampe und erhöhten mit ihrem farbigen Glanz die wohlige Atmosphäre im Zimmer. In diesem Kreis kam ein Drücken vor Schularbeiten nicht in Frage. Die aufgegebenen Schularbeiten standen im Aufgabenheft, und jeder zeigte dem anderen gern, wieviel er aufbekommen hatte und wie weit sie schon in seiner Klasse waren. Die Eltern von Walter brauchten sich um die Schularbeiten nicht zu kümmern. Sie hatten auch genügend andere Sorgen.

An einem solchen Spätnachmittag hatte sich Walter vom großen Schularbeitstisch in die Küche gesetzt, um seine Geschichte und ein Lied aus dem biblischen Lesebuch zu lernen. Er saß auf der Bank in der Ecke vor dem großen Tisch. Eifrig las er die Geschichte immer wieder und sagte dann den Inhalt auf. Dasselbe tat er später mit dem Text des Liedes, bis er ihn auswendig konnte. Mittlerweile war es Abend geworden. Mutter hatte das Gaslicht angezündet und Wasser auf dem heißen Herd aufgesetzt. Als Walter fertig war, nahm er das biblische Lesebuch und wollte es in seinen Schulranzen tun, der hinter der Küchentüre hing. Dabei querte er die Küche diagonal. In der anderen Diagonale bewegte sich seine Mutter mit dem großen Topf heißen Wassers vom Herd aus zum Spülstein. Im Kreuzungspunkt müssen sich beide wohl nicht gesehen haben. Walter schwenkte freudig, weil er die Geschichte und das Lied konnte, das biblische Lesebuch durch die Luft und schlug dabei so heftig gegen den Topf mit heißem Wasser, daß er der Mutter aus den Händen glitt und das heiße Wasser sich über Walter ergoß. Das Wasser drang sofort durch die Jacke und das Hemd auf die Haut und verbrannte den Hals, die Schultern, den Rücken oberhalb und die Brust. Er schrie furchtbar und Käthe mußte sofort zum Hausarzt Dr. Kondring laufen, damit er doch möglichst bald komme. Mutter riß Walter sofort die Kleidung runter, schälte schnell Kartoffeln, rieb sie und legte den rohen Kartoffelbrei auf die brennende Haut. Das gab etwas Linderung. Walter wimmerte und jammerte aber dahin. Er konnte im Bett nur auf dem Bauch liegen. Der ganze Oberkörper war voll Brandblasen. Als Dr. Kondring kam, wurde eine Brandsalbe aufgebracht und ein leichter Verband angelegt. Die Schmerzen ließen dann allmählich nach. Vier Wochen mußte Walter in der Schule fehlen. Das Versäumte holte er schnell wieder auf. Seine Geschwister aber nannten ihn eine Zeitlang den „Abgebrühten“.

Sorgen der Eltern

In diese Zeit fiel für die Eltern von Walter die immer größere Sorge um die Ernährung der Familie. Walter war als fünftes Kind geboren worden. Inzwischen waren aber noch fünf dazu gekommen. Zehn Kinder wollten und sollten satt werden, mußten als die Kinder eines königlich preußischen Standesbeamten sauber und ordentlich gekleidet sein. Ihre Ausbildung auf der höheren Schule war eine Selbstverständlichkeit. Der Vater und die Mutter arbeiteten jeden Tag, bis tief in die Nacht. In seinem Tätigkeitsbereich als Standesbeamter hatte der Vater einen Blick für das Praktische und für das, was noch fehlte. So stellte er alle Bestimmungen zusammen, die ein Standesbeamter im Lande Preußen beachten mußte. Der Minister bestellte 2000 Exemplare für alle seine ihm unterstehenden Ämter. Dann gab er ein Einwohner-Adreßbuch für seine Bürgermeisterei heraus. Er stellte ein Vornamenverzeichnis zusammen, gab ein von ihm geprägtes Familienstammbuch in Druck und verlegte außerdem eine Zeitschrift „Der Brautstand“. Als der zuständige Beigeordnete der Gemeindeverwaltung den Umfang der Nebentätigkeit als zu groß kritisierte, kam es zu einer ersten Auseinandersetzung mit dem Ergebnis, daß Walters Vater an das Gemeindeparlament ein Gesuch um eine Unterstützung einreichen solle. Als der Vater das Gesuch dem Bürgermeister übergab, sagte dieser: „Herr Semmler, 10 Kinder, das ist Luxus, den kann ich mir nicht leisten.“ Das einzige Kind des Bürgermeisters war durch eine Kinderlähmung hart getroffen. Es war wirklich ein großer Unterschied zwischen den zehn gesunden, frischen und fröhlichen Kindern und dem armseligen, vom Leben fast ausgeschlossenen, einzigen Kind des höchsten Verwaltungsbeamten der Bürgermeisterei. Die Eltern glaubten ihm daher gern, daß er sich nicht zehn Kinder leisten könne. Die geschaffene Spannung war aber trotzdem

nicht abgebaut worden. Erwartungsvoll sahen die Eltern dem Beschluß des Gemeinderats über eine einmalige Beihilfe entgegen. Nach drei Monaten endlich kam ein Schreiben des Bürgermeisters über die Bewilligung einer Unterstützung von 50 Mark, die nicht wiederholbar sei. Die Eltern hatten sicher mit einem höheren Betrag gerechnet, da der Vater mehrere Pläne kurz danach erörterte, die er zum Wohle der Familie durchführen wolle. Noch damit beschäftigt, ereignete sich ein Zwischenfall, den der königlich preußische Standesbeamte, dem Regierungspräsidenten unterstellt, nicht hinnehmen konnte. Der Direktor einer Zeche sollte getraut werden. Der Bürgermeister nahm, ohne Wissen von Walters Vater, die Trauung selbst vor, ohne dazu befugt zu sein. Als Walters Vater das erfuhr, beschwerte er sich beim Bürgermeister, zog seinen schwarzen Gehrock an und fuhr nach Düsseldorf zum Regierungspräsidenten zur Berichterstattung. Der Bürgermeister erhielt eine scharfe Rüge, die Trauung wurde für ungültig erklärt und mußte von Walters Vater nachvollzogen werden. Das alles trug nicht zur Befriedung bei. Eines Tages kam es dann zu einer weiteren, harten Auseinandersetzung, an deren Ende Vater Semmler um seine Pensionierung bat. Sie wurde ihm gewährt. Nun war er frei und konnte sich geschäftlich betätigen, wenn auch nicht in dem erhofften Umfange. Aber durch die Übertragung der Geschäfte auf seine Frau und die älteste Tochter waren auch seiner Tätigkeit als Geschäftsmann die Wege geebnet. Die Sorge um die Ernährung der Familie bestand nicht mehr. Die Eltern mußten weiterhin hart arbeiten, aber es kam auch manches 20-Mark-Goldstück ein. Auch bei zehn Kindern gab es früher kein Kindergeld. Das Gehalt des königlich preußischen Standesbeamten betrug als Höchstgehalt 225 Mark monatlich.

So besserte sich allgemein das Wohlbefinden der Familie. Der älteste Bruder von Walter war vom Realgymnasium in

Katernberg aufgenommen worden. Vater war stolz auf seinen Kronprinzen. Wenn er mit seinen drei Söhnen spazieren ging, mußte Fritz die bunte Mütze der Sexta tragen. Sie war dunkelgrün, mit einer silbernen Litze am unteren Rand und einer silbernen Kordel oben am Deckel. Ein schwarzes Schild, hochglänzend, machte die Mütze zu einer schönen Kopfbedeckung.

Flurschütz Ippel

Walter war inzwischen schon sieben Jahre alt geworden und der i-Klasse entwachsen. Er befand sich in einem Alter, in dem das Kind zu eigener Initiative erwacht oder von allen Seiten Anregungen auf- und wahrnimmt, und sie für sich bearbeitet. So war es auch mit den Streichen, die sich um den Flurschütz Ippel drehten. Flurschütz Ippel war ein kleiner Mann. Eine dunkelblaue Uniformmütze und ein dunkelblauer Rock sollten ihm das Ansehen einer staatlichen oder obrigkeitlichen Autorität verleihen. Seine Hose paßte aber meist nicht zu diesen Uniformteilen, sondern war eine normale Anzughose. Da er schon älter war, trug er einen kleinen grauen Bart; außerdem zog er das rechte Bein nach. Seine Aufgabe bestand in der Überwachung der Getreidefelder, der Rübenfelder, der gärtnerischen Anlagen rings um das Rathaus und die Verhütung von Unfug durch spielende Kinder in den Anlagen und auf den Schulhöfen. Letztere befanden sich unmittelbar bei den Anlagen. So hatte Ippel ein ausgedehntes Beobachtungsgebiet und war eisern bemüht, Ordnung zu halten. Übertretende schrieb er auf und erstattete gegen sie Anzeige, die meist mit der Zahlung von 3 Mark Strafe beendet wurde. Die Kinder hatten es mit dem Flurschütz zum ersten Mal beim Ballspielen auf dem Schulhof zu tun. Sie spielten „Eins, zwei, drei, wer hat den Ball?“ Plötzlich stand er unter ihnen und

schimpfte auf sie und über sie und jagte sie schließlich vom Schulhof. Dabei hatten sie so harmlos gespielt. Aber von nun an wußten Walter und die übrigen Kinder, was sie vom Flurschütz Ippel zu halten hatten. Bei jedem Spiel war von nun ab ein Aufpasser abzustellen, der das Nahen von Ippel sofort meldete. Dann liefen die Kinder in verschiedene Richtungen auseinander und entkamen ihm auf diese Weise. Aber an einem herrlichen Frühlingstage spielte Walter mit den übrigen Kindern Fangen in den Anlagen. Sie waren recht lustig und vergnügt, als Ippel plötzlich aus dem Gebüsch hervortrat und seinen Spazierstock schwang, als wollte er auf die Kinder einschlagen. Dabei brüllte er unverständliche Worte. Wieder waren die Kinder auseinander gelaufen und riefen auch: „Ippel kriegt uns nicht“ usw. Nach einer Stunde war Ippel fortgegangen. Die Kinder gingen in die Anlagen zurück und spielten weiter. Aber sie hatten dabei einen Plan ausgeheckt. Sie banden einen dunklen Bindfaden von der linken zur rechten Einzäunung des Weges als Stolperhindernis, um sich an Ippel zu rächen. Dann machten sie heftig Lärm und waren beim Spielen so laut, daß Ippel unbedingt die Kinder hören mußte. Tatsächlich kam er auch zurück. Walter und die Kinder lenkten ihn durch ihr Spiel auf den Weg, wo der Bindfaden gespannt war. Dann gingen sie Ippel entgegen und riefen ihm zu: „Ippel kriegt uns nicht“ usw. Ippel, wütend, weil die Kinder ihn nicht respektierten, beschleunigte seine Schritte und schwang unter Drohungen seinen Stock. Er hoffte doch noch ein Kind zu fangen und anzuzeigen. Einige Kinder waren sogar auf den Rasen getreten und hatten das strenge Verbot, die Wege nicht zu verlassen, mißachtet. Andere saßen hinter Büschen und schrien ihn an. Alles das brachte ihn so in Wut, daß er beim Gehen gar nicht mehr auf den Weg schaute. Er stolperte über den Bindfaden, fiel hin und war nun erst recht wütend. Die Kinder aber liefen, laut lachend, auseinander und gingen nach Hause. Nach

diesem Exempel war Ippel vorsichtig geworden. Kinder konnte er nicht leiden und umgekehrt war er auch ein Kinderschreck. Deshalb gingen sie ihm aus dem Wege. Dennoch nahmen sie jede Gelegenheit wahr, ihn zu ärgern. So banden Walter und seine Kameraden eines Tages an einen langen dunklen Zwirnfaden ein Portemonnaie. Sie legten es in einen Durchgangsweg der Anlage. Hier warteten sie auf Ippel. Es dauerte nicht lange, da kam er, dessen nahe Anwesenheit man vorher ausgekundschaftet hatte. Er sah das Portemonnaie, bückte sich danach, um es aufzuheben. Im selben Augenblick wurde am Zwirnsfaden gezogen und das Portemonnaie war fort. Ippel, der sich tief herunter gebückt hatte, fiel hin. Ein großes Geschimpfe war die Folge. Walter und die Kinder freuten sich richtig darüber, weil ihnen dieser Streich so gut gelungen war. Aber Ippel war deshalb doch nicht nachsichtiger gegenüber den Kindern geworden.

Wenn die ausgedehnten Getreidefelder Ende Juli abgeerntet waren, standen sie den Kindern während der großen Sommerferien, sie begannen am 1. August, für alle möglichen Spiele zur Verfügung. Beliebt war es dann, den Windvogel steigen zu lassen. Walter und die übrigen Kameraden wetteiferten in der Anfertigung von Windvögeln. Für das Vogelkreuz wurden die verschiedensten Hölzer und Stärken gewählt. Die Bespannung bestand aus buntem Seidenpapier oder Pergamentpapier, aber auch Einschlagpapier. Besonders große Windvögel wurden von den Erwachsenen geliefert. Sie hatten Größen bis zu 2,50 m, waren also viel größer als die Kinder selbst. Aber sie waren bei den Kindern gar nicht so beliebt wie die Selbstgemachten. Walter hatte auch einen Windvogel gebaut. Aber das Klebemittel, Mehl mit Wasser angerührt, wollte nicht halten. Leim kostete Geld. Nun, dann wurden Pellkartoffeln genommen. Sie hielten schließlich das Papier zusammen. Wenn dann die Spanne richtig war, konnte der Vogel

steigen. Das machte Spaß. Besonders, wenn der Vogel ruhig stand. Man hätte dann noch gern mehr Leine gehabt, aber das wäre zu teuer geworden. Wenn dann aber die Telegramme an der Schnur zum Vogel hochsausten, begleiteten sie alle guten Wünsche, und Walter hatte dann die Hoffnung, sich eines Tages in den Lüften zu bewegen. Aber das war noch ein Traum. Sein Vater hatte ihm wohl die Sage vom Ikarus erzählt, eine Sage, von der er schon gehört hatte, aber sie entsprach nicht der Wirklichkeit. Bei einem solchen Windvogeltreffen der Kinder geschah es dann, daß Ippel eines Tages auftauchte. Ruhigen und langsamen Schrittes näherte er sich den Kindern, die wegen der in der Luft stehenden Windvögel nicht fortlaufen konnten. Ippel kam näher, ließ aber nicht irgendeine Absicht erkennen. Ehe sich aber Walter und die drei anderen Kameraden versahen, zog Ippel ein Taschenmesser, schnitt bei allen vier Kindern die Leinen durch und die Windvögel trieben ab. Walter und die anderen waren so erstaunt, daß sie zunächst nichts sagen konnten. Dann aber, als sie sich gefaßt hatten, griffen sie in die Erde und bewarfen Ippel mit Stoppeln und Lehm. Dabei schimpften sie ihn als gemeinen Kerl aus und zogen sich, vor ihm immer ausweichend, zurück. Walter aber baute sich einen neuen Windvogel. Auch die anderen Kinder kamen mit Windvögeln. Aber jetzt standen nicht nur vier, sondern zehn oder fünfzehn Windvögel am Himmel. Außerdem schützten die Erwachsenen die Kinder. Ippel war da nicht mehr zu sehen. Er ist dann sang- und klanglos von seinem Posten entlassen worden und hat nie wieder die Kinder schikanieren können. Damals blieb man als Kind während der Ferien zu Hause, lernte Land und Leute kennen. Nach Afrika fuhr oder flog man noch nicht.

Beinbruch

An einem Wintertag fuhr Walter's Mutter nach Düsseldorf zum Hauptzollamt, um Wertmarken zu holen für die

königlich-preußische Stempelverteilungsstelle, die der Vater inne hatte. Es war ein herrlicher Tag. Der Schnee lag mindestens 20 cm hoch. Er war schön weiß und trocken sowie bestens für's Rodeln geeignet. Die Sonne schien vom blauen Himmel, so daß die Frosttemperatur gar nicht wahrgenommen wurde. Walter hatte nach Erledigung der Schularbeiten seinen eisernen Schlitten herausgeholt und war zum Kirchberg gegangen, um dort zu rodeln. Nachdem er eine Zeitlang wiederholt den Berg allein hinuntergefahren war, suchte er jemand, mit dem er gemeinsam fahren konnte. Er traf den Heinz aus der Nachbarschaft. Er war bereit, mitzufahren, wenn er hinten sitzen dürfe. Schließlich war Walter damit einverstanden und los ging es den Berg hinunter. Da der Schlitten schon bald schnellere Fahrt hatte, warf sich Heinz vor lauter Angst ab. Dadurch geriet der Schlitten ins Schleudern und flog gegen einen Telegrafmast, so unglücklich, daß Walter sich das linke Bein am Oberschenkel brach. Sein Schlitten war auch stark verbogen. Auf einem anderen Schlitten fuhren zwei ältere Rodler ihn ins Krankenhaus. Hier wurde, nachdem festgestellt war, daß es sich um einen glatten Bruch handele, das Bein an einer Stange senkrecht aufgehängt. Sechs Wochen dauerte diese Tortur. Als der Gipsverband abgemacht wurde, sah man, daß die Leimstreifen den Knöchel und die Ferse vollkommen freigelegt hatten. Sie haben Narben hinterlassen, die das ganze Leben überdauern. Als die Mutter am Unglückstag Walter im Krankenhaus abends besuchte, war sie einem Zusammenbruch nahe. Dennoch war sie froh, daß es nicht noch schlimmer gekommen war.

Zahnziehen.

In Stoppenberg gab es keinen Zahnarzt. Man mußte im Notfall nach Essen oder nach Katernberg. In letzterem Ort

war der einzige Zahnarzt der Bürgermeisterei ansässig. Aber da war ein Friseur Wehling. Er schnitt nicht nur die Haare, sondern rasierte auch die Bürger. Früh am Morgen machte er sich auf den Weg. Um 7.15 Uhr erschien er bei Vater Semmler in der Wohnung, rasierte ihn, fragte nach dem Wohlbefinden und ging zum nächsten Kunden. Wenn er sein Geschäft um neun Uhr öffnete, hatte er eine Anzahl Beamte und Geschäftsleute im Rathausviertel bereits rasiert. Walter sah beim Rasieren seines Vaters oft zu und dachte sich, daß es doch ein gefährliches Verfahren sei. Eines Tages hatte sein Vater in der rechten Schulter rheumatische Schmerzen. Als er es Herrn Wehling erzählte, griff dieser in seine große schwarze Tasche, holte ein Fläschchen heraus, goß sich vom Inhalt etwas in die Hand und rieb damit die Schulter ein. Dies wiederholte er mehrfach, immer wieder dabei erklärend, daß das Mittel gut sei und Pain Expeller heiße. Die weitere Behandlung fand dann jeden Morgen nach der Rasur statt, bis die Schmerzen verschwunden waren. Auch als Zahnarzt betätigte er sich. Er war weder Dentist noch Zahnarzt. Aber das notwendigste Instrumentarium hatte er sich angeschafft. Auf seiner morgendlichen Visite bei den Kunden führte er die Ausrüstung mit. Mit einer Taschenlampe leuchtete er beim Patienten das Gebiß aus, bis er den kranken Zahn entdeckt hatte. Dann mußte sich der Kranke auf einen Stuhl setzen; in einigen Fällen, wenn er einen Backenzahn zog, band er ihn auch daran fest. Dann griff er mit der Zange in den offenen Mund und holte in kurzer Zeit den Zahn heraus. Bei Semmlers hat er auf diese Weise viele Zähne gezogen. Fritz, der älteste Sohn, entwickelte aber ein eigenes, schnelleres Verfahren. Ihm war der Weg zum Friseur Wehling zu weit, aber auch ein wenig Angst mag mitgespielt haben. Er teilte seinen Plan den Brüdern und Schwestern mit. Ein Zahn tat ihm weh. Kurzerhand holte er einen Bindfaden, band ihn an der Türklinke der Küchentür fest und wickelte

ihn am anderen Ende um den Zahn. Dann machte er die Tür auf und trat ein Stück zurück. Mit großer Wucht warf er die Tür zu und der Zahn war draußen. Als die ersten Zähne aus Walter's Gebiß sich lockerten, wartete er garnicht bis sie wehe taten. Sobald er mit den Fingern spürte, daß sich der Zahn nur etwas bewegte, bediente er sich des probaten Verfahrens. Wie viele Zähne auf diese Weise bei Semmlers gezogen wurden, ist nicht festgestellt worden. Aber es war eine Anzahl. Erst lange nach dem ersten Weltkrieg ließ sich in Stoppenberg ein Zahnarzt nieder.

Erste geologische Betätigung

Mit acht Jahren entdeckte Walter seine Vorliebe für Gesteine und Versteinerungen. Auf der Bergehalde der Zeche Friedrich Ernestine fand sich vielfältig Gelegenheit zu sammeln. Nur war es nicht so leicht, auf die Halde zu kommen. Ein hoher Maschendrahtzaun mit doppeltem Stacheldraht obenauf machte es sehr schwer, ihn zu übersteigen. Die bisher gesammelten Steine und Versteinerungen hatte Walter am Fuße der Halde, durch den Zaun hindurch geholt. Jetzt aber wollte er auf die Halde. Dabei hatte der Vater eingehend alle Kinder gewarnt, die Halde zu betreten, da sie brannte. Den Verbrennungstod konnte sich Walter in der grausamsten Form, nach den Schilderungen seines Vaters, gut vorstellen. Aber was nutzten alle Ermahnungen der Eltern, wenn solche Beute dazu verlockt, das Verbot zu übertreten. Eines Tages kletterte Walter über den Zaun. Nun war er auf der Halde. Viele Steine, wie Konglomerat, Sandstein, Sandschieferton, Tonschiefer mit Pyrit, reine Pyritkristalle, Karbonatkristalle und Tonschiefer mit Versteinerungen von Farnkraut, Sigillarien, Kalamiten usw. Er hatte einen Pappkarton bis oben voll.

Wie aber mit dem Karton über den Zaun kommen? Er dachte, wenn ich gut darüber komme, merkt es zu Hause niemand, daß ich auf der Halde war. Aber noch war er nicht über den Zaun. Es wollte aber auch kein Mensch vorbeikommen, dem er den Karton hätte anreichen können. Ihn über den Zaun zu werfen, paßte ihm nicht, da dann die Steine herausgefallen wären und er in dem tiefen Gras manches Stück nicht wiedergefunden hätte. So mußte er mit dem vollen Karton über den Zaun. Das ging auch bis zum Stacheldraht ganz gut. Mit der einen Hand den Karton an den Körper gepreßt, blieb er beim Übersetzen mit einem Hosenbein im Stacheldraht hängen. Ehe er sich versah, hatte er einen großen Riß in der Hose und sich am Bein verletzt. Aber den Karton ließ er nicht los. Er landete mit ihm und zerrissener Hose und verletztem Bein doch noch gut auf der anderen Seite. Hier besah er sich erst einmal den Schaden. Die Wunde hörte schon bald auf zu bluten. Jedoch der Riß in der Hose machte ihm Kummer. Einerseits glücklich über das Sammelergebnis, andererseits betrübt eilte er nach Hause. Er ging hier sofort in den Keller, packte die Steine, Versteinerungen, sowie Mineralien aus und legte sie zu den anderen. Dann breitete er sie alle auf dem Kellerfußboden aus und freute sich über die große Sammlung, die er danach wieder in die Kartons legte. Als die Mutter den Riß in der Hose sah, schimpfte sie ihn aus und gab ihm einige Ohrfeigen. Johanna aber mußte die Sammlung in die Müllgrube werfen. Das Verbot, die Halde zu betreten, wurde vom Vater nachdrücklich erneuert. Walter's erste geologische Betätigung war damit beendet.

Fräulein Toke

Walter hatte in der zweiten Klasse eine Lehrerin bekommen. Das Gegenteil von Lehrer Rülcke, Fräulein Toke. Sie

mochte wohl zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein. Von Anfang an hatte Walter es bei ihr gut. Er verehrte sie, er liebte sie. Die Schrift wurde von ihm mit einer Genauigkeit und Sauberkeit auf die Tafel gebracht, daß es eine Freude war, die saubere Schrift zu betrachten. Diese Lehrerin brachte es fertig, die ganze Klasse zu begeistern, für sich zu gewinnen und zu großer Leistung anzuaspornen. Daher konnte sie eines Tages den Kindern sagen: „Ihr habt so fleißig und so sauber gearbeitet und seid so weit fortgeschritten, daß ihr bald mit Tinte ins Heft schreiben dürft.“ Walter durfte sich nun ein Heft kaufen. Außerdem kam endlich in die Griffeldose ein Federhalter, ein kleines Kästchen mit den Schreibfedern und ein Tintenläppchen, um die Federn zu reinigen. Walter fühlte, daß jetzt erst die Schulausrüstung vollkommen sei. Bei Fräulein Toke lernte er, ins Heft zu schreiben. Zuerst Schreibübungen wie Buchstaben, Worte und Sätze. Später aber auch Diktate. Wenn dann die Hefte am Schluß eines Diktates eingesammelt waren, durfte Walter der Lehrerin die Hefte nach Hause tragen, eine Auszeichnung, die nur wenigen Schülern zuteil wurde. War eine Arbeit besonders gut, dann lud Fräulein Toke sechs Schüler und Schülerinnen mit guten Arbeiten zu sich in ihre Wohnung. Es gab Kakao mit Plätzchen oder Kuchen und zum Schluß Schokolade. Da Walter alle Arbeiten gut erledigte, war er an allen Nachmittagen dabei. Es waren für ihn glückliche und selige Stunden, bei seiner Lehrerin zu sein, die er so in sein Herz geschlossen hatte. Während ihrer Lehrtätigkeit hat sie nicht ein einziges Mal den Stock gebraucht. Dagegen brauchte ihn Lehrer Rülcke fast täglich. Aber auch das zweite Schuljahr ging zu Ende. Die Versetzung ging glatt vonstatten. Zu den Schreibutensilien kamen ein Lesebuch und ein biblisches Lesebuch neu hinzu. Walter hatte Fräulein Toke behalten und freute sich auf das nächste Schuljahr. Es begann ebenso schön und gut wie das vorangegangene.

Aber im Herbst eröffnete eines Morgens Fräulein Toke den Kindern, daß sie versetzt worden sei und sie die Klasse verlassen müsse. Es wäre ihre letzte Stunde bei ihnen. Tiefe Niedergeschlagenheit ergriff die Klasse. Viele Mädchen begannen zu weinen. Aber Fräulein Toke hielt sich noch standhaft, obwohl sie mit einer weichen, aber sehr warmen Stimme sprach. Kurz vor Schluß der Stunde sagte sie dann: „Walter, sing du uns jetzt ‚Winter ade, scheiden tut weh‘.“ Als Walter begann und bis zum Wort „scheiden“ kam, war es mit seiner Fassung vorbei. Die Tränen liefen ihm nur so die Backen herunter. Fräulein Toke kam zu ihm und wollte ihn und alle anderen mit einigen Worten trösten. Aber die Worte blieben ihr im Halse stecken und Tränen traten in ihre Augen. Sie ging zum Katheder zurück und sagte dann: „Wenn es gleich schellt, will ich jedem von euch zum Abschied die Hand drücken.“ So geschah es dann. Selten haben so viele tränenerfüllte Kinderaugen in die Augen ihrer Lehrerin gesehen. Walter war innerlich aufgewühlt an diesem Tage. Weinend kam er nach Hause und er weinte noch, als er abends zu Bett ging.

Der Lehrerwechsel war für die Klasse eine riesige Enttäuschung. Ein junger, schneidiger Lehrer, namens Meyer, übernahm die Klasse. Von ihm wußten die Kinder, daß er streng sei und oft den Stock gebrauche. Aber er führte Walters Klasse nur die letzten Monate des dritten Schuljahres. Im vierten Schuljahr erhielt die Klasse den Lehrer Rülcke wieder. Der Unterricht war umfangreicher geworden. Zu den 24 Stunden am Vormittag in der Woche kamen noch 2 x 2 Stunden am Nachmittag. Auch der Lehrstoff war nun inhaltsreicher. Das Jahr lief ohne besondere Ereignisse ab. Walter blieb ein guter Schüler, so daß Lehrer Rülcke eines Tages zu seiner Mutter sagte: „Der Junge muß auf die höhere Schule.“

Erster Schultag auf dem Realgymnasium

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß Walter das Realgymnasium der Bürgermeisterei in Katernberg besuchen sollte. Dorthin gingen die meisten Jungen der Beamten und Honoratioren von Stoppenberg. Von seinem ältesten und dem älteren Bruder vorbereitet, hatte er sich weitgehend mit den Voraussetzungen für den Besuch des Gymnasiums und den Arbeiten, die ihn erwarteten, beschäftigt. Der Griffelkasten aus Holz wurde durch ein Lederetui ersetzt, das er zum Geburtstag als Geschenk erhielt. Gelegentlich hatte er in die Lehrbücher der beiden Brüder geschaut. Da war das dicke deutsche Lesebuch, das starke Rechenbuch und das Lehrbuch der französischen Sprache von Dubislaw und Boek. Außerdem gab es noch ein Religionsbuch, ein Geschichtsbuch und ein Geographiebuch. Der Junge staunte, wenn er die vielen Bücher sah, nahm sie zuweilen an sich, steckte sie in den Ranzen und zog ihn um. Dann war er froh, daß er die schweren Bücher im Ranzen tragen konnte, denn der spätere Weg zum Gymnasium dauerte etwa eine halbe Stunde.

Nachdem Walter so auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet war, nahm ihn am ersten Schultag ein Unterprimaner an die Hand und führte ihn nach dem halbstündigen Weg zum Eingang des Schulgebäudes und in das richtige Klassenzimmer. Hier waren erst zwei andere Jungen mit ihren Müttern. Es war 8.45 Uhr und um 9.00 Uhr sollte die Aufnahme beginnen. Der Unterprimaner hatte aber um 9.00 Uhr Unterricht und verließ daher Walter, ihn noch einmal mahnend, aufzupassen und das Abgangszeugnis der Volksschule vorzuzeigen und gut aufzubewahren. Unterdessen hatte sich der Klassenraum gefüllt und 36 Schüler waren zur Aufnahme bereit. Als es zum zweiten Male geläutet hatte, kam der Klassenlehrer Dr. Richter. Er begrüßte die Mütter und die Schüler. Erstere bat er

nach einigen Worten, die Klasse zu verlassen. Nun konnte sich Dr. Richter mit seiner neuen Sexta befassen. Zuerst nahm er die Personalien der Schüler auf. Walter merkte unmutig, daß er bei seinem Namen, mit S beginnend, erst nach langer Zeit aufgerufen wurde. Da die Sitzordnung nach dem Alphabet erfolgte, kam er in die zweitletzte Bank mit einem Kameraden zusammen. Jede Bank hatte zwei Sitze. In drei Reihen standen je sechs Bänke für die 36 Sextaner. Nachdem die Klasse Platz genommen hatte, begann Dr. Richter mit der Bekanntgabe der Schulordnung, der anzuschaffenden Lehrbücher und Hefte, sowie mit der Bestellung des Ordnungsdienstes. Walter waren die Bücher schon bekannt. Vieles wußte er über die Schule von seinen Brüdern. Dann läutete es zur großen Pause. Die Schüler verließen die Klassen und gingen die Treppe hinunter zum Ausgang auf den Hof. Hier strömten sie zusammen, so daß ein großes Gedränge auf der Treppe entstand. In dieser Enge drehte sich Walter noch einmal um und erblickte oben den Oberlehrer Dr. Bartsch. Im gleichen Augenblick winkte Dr. Bartsch mit dem Finger Walter zu sich. Gegen den Schülerstrom zwängte er sich die Treppe aufwärts zu Dr. Bartsch. Als er bei ihm angekommen war, kniff Dr. Bartsch heftig in seinen rechten Arm und haute ihm mit den Worten: „Bin ich dein Spiegel?“ eine so heftige Ohrfeige, daß Walter gegen den Pfeiler flog. Tränen standen ihm in den Augen, als er auf den Hof gehen konnte. Seit diesem Erlebnis fürchtete er Dr. Bartsch und betete immer nur, daß er ja nicht einmal bei diesem brutalen Lehrer Unterricht bekäme. In der Tat war Dr. Bartsch der meistgehaßte Lehrer des Gymnasiums.

Mittagessen bei Semmlers

In der Familie herrschte unter den Kindern und auch mit den Eltern meist eine wohlthuende Harmonie. Johanna, das Dienstmädchen, das nun schon einige Jahre mit zur Familie gehörte, hatte sich gut darin eingewöhnt. Es war ein fröhliches, heiteres, sauberes und fleißiges Mädchen. Sie kam aus Ostpreußen, vom Bauernhof. Dort hatte sie arbeiten gelernt. An den Waschtagen stand sie um 4 Uhr morgens auf, um am Spätnachmittag fertig zu sein. Zehn Waschmaschinen voll waren zu schlagen. Dabei hatten die größten Kinder mitzuhelfen. Jedes mußte mindestens eine halbe Stunde lang den Schwengel hin und her bewegen, eine Arbeit, die recht anstrengend war. Aber nicht nur im Haushalt, auch im Garten mußten die Kinder tüchtig mit-helfen. Wenn es auch manchmal mit Murren abging und Walter es schwer fiel, so war doch insgesamt die familiäre Atmosphäre, die Vater und Mutter schufen, gut und launig.

Anders war es beim Mittagessen. Pünktlich um 12.15 Uhr war das Mittagessen fertig. Kurz vorher waren die Kinder aus der Schule gekommen. Vater war noch nicht pensioniert und richtete seine Arbeit auf dem Standesamt so ein, daß er ebenfalls pünktlich sein konnte. Er legte als ehemaliger aktiver Feldwebel besonderen Wert auf diese Gepflogenheit. Gegessen wurde in der großen Küche. Hier befand sich, nicht weit vom Herd entfernt, ein großer breiter Tisch. Wenn er ausgezogen war, dann hatte er eine Länge von vier Metern. Seine Breite betrug ca. 1,20 m. An der Wand stand eine Holzbank mit Rückenlehne und Armlehnen. Die drei Jungen mußten darauf Platz nehmen. Rechts und links von der Bank saß je noch ein Mädchen auf einem Stuhl. Die anderen drei Kinder saßen am Tisch gegenüber. Die beiden Kleinen wurden vorher versorgt. Rechts anschließend hatte Johanna Platz genommen. Vor Kopf, vom

Herd entfernt, war der Platz des Hausherrn. Die Mutter saß am anderen Ende des Tisches, nahe beim Küchenherd. Auf dem Tisch, vor dem Platz des Vaters, lag ein großer dicker Stock, der Rest eines Spazierstocks. Er sollte nach den Worten des Vaters aus Pflaumenholz bestehen und bestens geeignet sein, bei Aufrechterhaltung von Sitte und Ordnung mitzuhelfen. Wenn die Suppe aufgefüllt wurde, reichte Johanna der Mutter am Herd die Teller an und gab sie gefüllt den Kindern zurück. Sobald alle Teller gefüllt waren, mußten die Kinder beten. Wenn einige Kinder das Gesicht verzogen, weil die Suppe ihnen nicht schmeckte, dann kommandierte der Vater: „Bei eins wird der Löffel gefüllt, bei zwei zum Munde geführt und bei drei im Munde geleert. Also: eins — zwei — drei!“ Auf diese Weise lernten die Kinder Suppen und alle Speisen essen. Beim Mittagessen kamen besonders Mißtöne auf, wenn es Huhn auf Reis gab. Die beiden ältesten Mädchen mochten kein Huhn und fingen an zu meckern. Es passierte auch schon einmal bei anderen Gerichten, daß der Vater den Stock nahm und von seinem Platz aus dem unzufriedenen Kind eins überzog. Das angeblich nicht schmeckende Gericht wurde anschließend doch gegessen. In seiner Erregung sagte der Vater wiederholt: „Na wartet nur, ihr eßt noch Bankbeine!“ Er sollte mit dieser Ankündigung nur kurze Zeit später allzu Recht haben, obwohl es damals die Kinder nicht glauben wollten.

Versprochene Fahrräder

Die Zeit ging dahin. Vaters Geschäfte waren gut. Die älteste Tochter besuchte schon die Tanzstunde. Anschließend kam sie in ein Pensionat nach Vlotho an der Weser. Walters Brüder waren in der Quarta und er selbst fühlte sich in der Sexta wohl. Das Lernen bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Seine Zeugnisse waren gut und die Eltern waren

mit ihm recht zufrieden. Als es kurz vor Ostern einmal zu einer Unterhaltung über den Leistungsstand der drei Jungen mit den Eltern kam, glaubte der Vater, allen dreien ein neues Fahrrad versprechen zu müssen, falls sie versetzt würden. Das war natürlich ein herrliches Versprechen. Walter strengte sich besonders stark an und erreichte mit einem sehr guten Zeugnis die Versetzung. Aber bei seinen beiden Brüdern hatte es, trotz vieler Mühen, nicht gelangt, versetzt zu werden. Walter erfuhr erst zu Hause von dem Mißgeschick, als die erste Wut und Erregung des Vaters sich schon gelegt hatte. Dennoch war die Stimmung nicht gut. Walter wagte aber bescheiden die Frage nach dem neuen Fahrrad mit dem Bemerken, daß es bei einer Versetzung versprochen sei. Aber der Vater entgegnete ihm in seiner verhaltenen Erregung: „Du kriegst auch kein Fahrrad! Du hättest besser aufpassen sollen, damit Fritz und Wilhelm lernen. Dann wären sie versetzt worden.“ Das war der Mutter aber doch zu viel. Sie riß Walter vom Stuhl, drückte ihn an sich und sagte ihm nur: „Wir beide gehen heute Nachmittag in die Stadt.“ Tatsächlich nahm sie Walter mit in die Stadt. Er hatte nun die neue blaue Mütze mit Silberband und Kordel auf. Zuerst gingen sie in ein Café. Er bekam ein Stück Sahne-Nußtorte und eine Tasse Kakao. Danach wurde ein Spielwarengeschäft aufgesucht. Hier durfte sich Walter ein Paar Rollschuhe aussuchen. Da die Mutter diese von ihrem Haushaltsgeld bezahlen mußte, durften es nur solche ohne Kugellager sein. Aber richtig geölt, lief man auch mit diesen ganz gut. Nur fehlte es an glatten Flächen, auf denen man laufen konnte. Der Bürgersteig vor dem Elternhaus war wohl mit Platten belegt, aber so uneben, daß man höchstens zwei Meter weit kam, ohne zu stolpern. Die Straße war mit Basaltschottern befestigt und erst recht nicht für's Rollschuhlaufen geeignet. Es war kaum eine Freude. In der Wohnung durfte er sie nicht anschnallen, und wenn er sie draußen

an hatte, dann bettelten die beiden Brüder oder die Schwestern darum, auch einmal laufen zu dürfen. Den ganzen Tag, während der Ferien, waren die Rollschuhe in Betrieb. Auch anschließend wurden sie noch stark strapaziert. Überbeansprucht gaben sie schon nach acht Wochen ihr Dasein auf.

Theaterspielen

Viel Freude machte den Geschwistern und Walter das Theaterspielen. Der Vater hatte wegen der grauen, etwa 2 m hohen Mauer des Hofes den Gedanken gehabt, eine Terrasse zu bauen, sie mit einer Weinlaube zu versehen und so, im Grünen sitzend, über die Mauer hinweg in den Garten und die unbebaute Weite zu schauen. Das sollte vor allem ihm und der Mutter nach getaner Arbeit am Abend im Sommer zugute kommen. Aber damit wurde nie etwas. Die Terrasse wurde aus Holz gebaut, die Weinlaube blieb aber schon in den ersten Anfängen stecken, da die Mutter am Abend viel lieber in der alten Weinlaube saß, anstatt oben auf der Terrasse. Walter und die Geschwister erkannten sofort die Gelegenheit, auf der Terrasse, die zur Bühne umfunktioniert wurde, Theater zu spielen. Wilhelm und andere arbeiteten die Stücke aus und führten auch Regie. Zehn und mehr Kinder traten immer auf, so daß die Zuschauerzahl meist geringer war als die Schauspieler. Fast jedes Stück endete mit einem Reinfall für Walter. Entweder bekam er einen Eimer Wasser über den Kopf geschüttet, oder er mußte in eine mit Wasser gefüllte Wanne stolpern, vorwärts oder rückwärts. In allen Fällen triefte er von oben bis unten vor Nässe. Das war der Höhepunkt des Theaterstückes und die Zuschauer freuten sich. Aber auch den Spielern und Walter machten diese humorvollen derben Einlagen viel Spaß. Nur zwei Sommer konnten die Kinder so froh sein, dann machte der Krieg dem lustigen Spiel ein Ende.

Erster Urlaub der Eltern.

Ende Mai 1913 sagte eines Tages Vater zur Mutter: „Mein Lieb, mehr als sechzehn Jahre sind wir nun verheiratet. Zehn Kinder hast Du geboren. Alles hast Du aufs Beste gerichtet. Du hast noch keinen Urlaub gehabt, um einmal einige Tage ausspannen zu können. Ich will Anfang Juni mit Dir eine Rheinfahrt, aufwärts mit dem Schiff bis Basel, machen. Die Rückfahrt findet mit dem Zuge statt. Das wird dann ein Urlaub von acht Tagen.“ „Dein Vorschlag ist sehr schön. Aber es stimmt doch nicht, daß ich bisher keinen Urlaub hatte. Dafür hast Du doch immer schön gesorgt. Zehnmal bin ich, je acht Tage, im Wochenbett gewesen. Da habe ich ausspannen können. Aber Du meinst es so gut und bist so lieb zu mir. Ich mache gern mit Dir einen gemeinsamen Urlaub.“ Nun konnte Vater an die Vorbereitungen gehen. Jeden Tag wurden die Kinder von ihm darüber unterrichtet, daß die Eltern bald acht Tage in Urlaub fahren, sie während dieser Zeit recht artig sein sollten, der Johanna keine Schwierigkeiten gemacht werden dürften und die Tante Nenna (eine Mieterin im Haus) eine Respektsperson wäre, die schon einmal mit ihrem Mann nach dem Rechten sehen würde. Außerdem käme die Schwester von Mutter, eine Diakonissenschwester, am Wochenende vorbei. Sollte einer der Jungen nicht parieren, dann hätte der Nachbar, Herr Wilhelm Schmitz, eine Seele von Mensch, das Recht, die Strafe zu vollziehen. Vater und Mutter waren der besten Zuversicht, daß alle Maßnahmen getroffen seien, um in aller Ruhe den geplanten Urlaub genießen zu können. Sie fühlten sich noch darin bestärkt, weil die Kinder, bis auf die beiden Kleinen, versprochen hatten, brav und artig während ihrer Abwesenheit zu sein. Es wurde daher in den nächsten vierzehn Tagen nur noch von der Reise der Eltern mit dem Dampfer auf dem Rhein gesprochen. Als dann Vater mit mehreren Prospekten der

Düsseldorfer Rheindampfschiffahrtsgesellschaft nach Hause kam, kannte das Erstaunen der Kinder, insbesondere der Jungen, keine Grenzen über die Größe der Schiffe. Es waren Schaufelraddampfer. Sie faßten schon mehr als 500 Personen. Man konnte auf dem Schiff essen und trinken, aber die Nacht wurde in Hotels verbracht. Vater hatte wohl den Zeitpunkt der Abfahrt und das Schiff erwählt, aber fest buchen wollte er die Reise auf dem Rhein erst in Köln.

So fuhren sie an einem Freitagmorgen von Essen nach Köln. Damit der Abschied nicht durch die Kinder gestört werden konnte, hatten sie für die Abfahrtszeit die Stunde zwischen 10 und 11 Uhr vorgesehen. Die Kinder waren in der Schule. Wenn Mutter die Gesichter der Kinder gesehen hätte, die sie machten, als sie das elternlose Haus antrafen und beim Mittagessen so allein und verlassen sich vorkamen, sie wäre nicht gefahren. Aber das hatte Vater schon einkalkuliert. So kamen nun die Eltern in Köln an, wohnten für eine Nacht im Hotel „Schmid am Dom“ und aßen, nachdem sie sich eingerichtet hatten, dort auch zu Mittag. Nach dem Essen hielten sie Mittagsruhe. Sie besuchten dann ein Cafe am Rhein, tranken Kaffee und nahmen Kuchen. Mit einem Blick auf den Strom meinte Mutter: „Ach, wie schön ist doch eine Stadt, durch die ein Fluß führt. Wenn ich an die Fulda in Kassel oder an unsere Losse in meiner Heimat Helsa denke, dann vermisste ich doch sehr in Essen das fließende Wasser. Die Ruhr, die liegt zu weit von der Stadt und besonders von uns in Stoppenberg entfernt. Umso mehr freue ich mich darüber, daß ich den Rhein heute erlebe. Wir können anschließend am Rhein einen langen Spaziergang machen.“ Sie gingen dann zuerst zur Dampferanlegestelle der Düsseldorfer Rheindampfschiffahrtsgesellschaft, um die im Prospekt genannte Abfahrtszeit mit derjenigen auf der Tafel zu vergleichen.

Vater stellte fest, daß sie übereinstimmten und fragte noch, ob es reiche, wenn er am anderen Morgen frühzeitig da wäre, um die Fahrt nach Basel zu buchen. „Ja, wir sind nicht ausgebucht. Von 300 Personen, die wir mitnehmen können, haben sich erst 80 gemeldet. Es ist eben noch so früh im Jahr.“ Alles hatte bis jetzt so gut geklappt. Vater war bester Laune. In dieser Stimmung spazierten die beiden das Rheinufer hinauf, bis weit über Rodenkirchen hinaus. So unbeschwert und leicht sowie lebenslustig hatte sich die Mutter bis dahin nicht einmal gefühlt. Vater erklärte der Mutter immer wieder die Schiffe, die Frachten und die Bedeutung dieser Wasserstraße. Dann summt er auch das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien Deutschen Rhein usw., ja, der Rhein darf niemals Deutschlands Grenze sein.“ Aber Mutter nahm das nur am Rande wahr. Sie war still geworden und bat Vater, mit ihr umzukehren. Vater hatte die Veränderung in Mutters Verhalten garnicht bemerkt. Auf dem Rückweg erzählte er ununterbrochen vom Rhein, von der Fahrt am nächsten Tag, von den Ufern, den Städten und Gemeinden, vom Siebengebirge, vom Wein und von den Bergen. Im Hotel angekommen, zogen sie sich um für das Abendessen. Zum Auftakt der Reise wollte Vater großzügig sein. Sie saßen sich gegenüber und Mutter schaute immerzu durch die große Gardine zum Fenster hinaus. Sie beobachtete den pausenlosen Verkehr der vielen Pferdedroschken und der großen Anzahl Autos. „Solch einen Verkehr haben wir aber nicht bei uns in Essen am Bahnhof.“ „Ja, willst Du mir denn nicht endlich sagen, was Du trinken und essen möchtest?“ „Ach, am liebsten garnichts. Mir ist irgendwie nicht gut.“ „Dann trink erst einmal ein Glas Wein und bestell’ Dir etwas Lekeres zum essen.“ Mutter wählte lange in der Speisekarte, bis sie sich zu einem Wiener Schnitzel entschlossen hatte. Vater bestellte eine Flasche Rheinwein und das gleiche Essen. Schließlich wurde der Wein und das Essen gebracht.

Sie stießen mit den Gläsern an und wünschten sich guten Appetit. Mutter begann mit dem Essen und machte immer größere Pausen, bis Vater es merkte und sie fragte, ob es ihr noch immer nicht besser ginge. Er sah sie an und sah Tränen in ihren Augen. Nun sagte er nichts mehr. Gelangweilt stocherte Mutter in ihrem Essen herum. Es schmeckte ihr einfach nicht. Im stillen ärgerte sie sich darüber, daß sie ihrem lieben fürsorglichen Mann den Abend verderben würde. Vater hatte es gut geschmeckt und der Wein, den er nun allein trinken sollte, hatte ihn angeregt. „Nun sag mir doch bitte, mein Lieb, was fehlt Dir denn? Habe ich etwas falsch gemacht? Soll ich den Arzt holen, wenn es Dir nicht gut geht?“ Inzwischen räumte der Ober ab, nicht ohne zu fragen, ob es gut geschmeckt hätte. Entschuldigend erklärte Vater, daß es seiner Frau nicht gut ginge, angesichts des geringen Appetits. Wahrscheinlich sei es die Luftveränderung. „Ach, ich bin nicht krank. Du brauchst keinen Arzt zu holen. Du hast auch nichts falsch gemacht. Im Gegenteil, alles ist so lieb von Dir vorbereitet worden. Und ich bin jetzt in einer so schlechten Stimmung.“ Die Tränen kullerten ihr nur so aus den Augen. Kurz danach gingen sie auf ihr Zimmer. Mutter weinte immer noch und Vater stand unschlüssig neben ihr, nahm sie hin und wieder in den Arm, tröstete sie und hoffte, daß die Mißstimmung über Nacht verschwinden würde und sie am nächsten Tag die Schiffsreise antreten könnten. Mit einem Gutenachtkuß gingen sie zu Bett. Vater schlief nach dem Weingenuß bald ein. Er war keinen Alkohol gewohnt. Mutter schlief nicht, sondern weinte die ganze Nacht. Als sie am nächsten Morgen aufstanden, war Mutter's verweintes Gesicht und ihr Leiden der vergangenen Nacht nicht zu übersehen. Mit energischer Stimme fragte Vater, was ihr denn fehle? So könne sie auf keinen Fall auf das Schiff. Er wolle sofort den Arzt holen, wenn sie sich in ein Geheimnis flüchten wolle. Ein starker Tränenfluß folgte: „Mir fehlt nichts, ich



Familie Semmler 1909
Walter hat ein Buch in den Händen

habe Sehnsucht nach unseren Kindern. Bitte, Fritz, verstehe mich! Ich kann doch das arme kleine Üschken nicht in den Händen anderer lassen. (Uschi war 14 Monate alt.) Laß uns nach Hause fahren. Oder fahr' Du allein mit dem Schiff." Vater fiel aus allen Wolken über die Eröffnung dieses Leidens. Er wollte aufbrausen und ironisch werden. Doch da wurde ihm bewußt, daß er zu seinem Teil an dem Kindersegen und dem Familienglück beteiligt war. Nach einer Pause sagte er dann: „Alle Achtung vor Dir, wir fahren nach Haus. Zu Mittag sitzen wir mit den Kindern an unserem großen Tisch in unserem Haus." Mit einem Freudensprung flog Mutter ihm an den Hals. Jetzt waren es Freudentränen, die über ihr Gesicht rannen. Einpacken, Fertigmachen und Frühstücken ging so schnell, daß sie schon um 10.30 Uhr wieder im Zug nach Essen saßen. Tatsächlich waren sie zu Mittag wieder alle am Tisch vereint zusammen. Vorher aber waren sie von der Rasselbande herzlich und innig begrüßt worden. Der erste Urlaub der Eltern hatte damit ein Ende gefunden.

Bergbau

In diesen Jahren machten sich die Einwirkungen des untertägigen Steinkohlenbergbaus an der Oberfläche und damit in Walters Elternhaus mehr und mehr bemerkbar. Waren es Anfang nur geringfügige Risse, die schnell verputzt wurden, so kamen doch bald mehrere Zentimeter breite Risse, die verbunden waren mit Verschiebungen der Wände, Fenster und Türen. Die Hausfront wurde eines Tages ganz bis zur 1. Etage abgerissen und ein Stahlskelett eingezogen, das einen Zusammenbruch verhindern sollte. Die Fenster waren im Sommer und im Winter nicht zu schließen und die Türen, einschließlich Haustür, standen Tag und Nacht offen. Die Zeche lieferte zwar Kohlen noch und noch, die Kohlen-

öfen glühten im Winter über den ganzen Tag, aber dennoch haben die Kinder gefroren. Es war für Walter und seine Geschwister eine unangenehme Zeit. Besonders litten unter diesen Verhältnissen die Schularbeiten. Sehr hart wurde dann die Familie dadurch getroffen, daß die Mutter im Hausflur einbrach und im Keller sich mit einem Schädelbruch, Beinbruch und Prellungen wiederfand. Sie mußte sechs Wochen ins Krankenhaus und fehlte in der Familie sehr. Aber die Not schweißte die Kinder noch enger zusammen und jeder war bestrebt, das Seine zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Familie beizutragen. Die Mutter war dann eines Tages wieder zu Hause. Das Familienleben blühte, da der Mittelpunkt jetzt nicht mehr fehlte, erneut auf. Nur die Senkungen der Erdoberfläche und damit die Bergschäden im Elternhaus gingen weiter. Bald war eine Absenkung von mehr als 14 m erreicht.

Entführung des jüngsten Bruders.

Schon vor dem ersten Weltkrieg waren die Frühjahrskirmes und die Herbstkirmes von Stoppenberg allgemein bekannt. Aus der Bürgermeisterei, aus Essen und Gelsenkirchen, sowie der näheren und weiteren Umgebung, kamen tausende von Bürgern mit ihren Kindern um sich zu vergnügen. Nicht nur der Kirmesplatz, sondern auch die Straßen im Zentrum waren mit Buden und Zelten besetzt. Die Karussells, die Schiffschaukeln und andere größere Belustigungsstätten standen auf dem Kirmesplatz. Walter und seine Geschwister sparten das ganze Jahr über für die Kirmes. Pfennig um Pfennig wurde zusammengelegt, so daß sie zur Kirmeszeit etwa 25 – 30 Pfennige hatten. So war es auch bei der Frühjahrskirmes im Jahre 1914. Der kleine Bruder Erich, vier Jahre alt, war mit den Geschwistern auf die Straße gegangen und mit ihnen bis zur ersten Süßwarenbude an der Straßenecke gelangt. Hier trafen die Geschwister

andere Kinder und unterhielten sich über alle möglichen Einfälle, die sie im Zusammenhang mit der Kirmes hatten. Dabei muß sich Erich von ihnen entfernt und auf eigene Erkundungen begeben haben. Schon bald wurde sein Fehlen bemerkt, aber alles Suchen war vergebens. Letzte Hoffnung war, daß er inzwischen zu Hause eingetroffen sei. Aber hier war von Erich nichts zu sehen. Alle Kinder gingen auf die Suche. Die Straßen und der Kirmesplatz wurden nach allen Richtungen abgesucht. Die Polizei erhielt Meldung, aber auch ihre Kontrollen der Buden blieben ohne Ergebnis. Am Abend war Erich immer noch nicht da. Große Aufregung herrschte in der Familie und auch in der Nachbarschaft. Der Verdacht richtete sich gegen die Kirmesleute. Immer wieder gingen Walter und seine Geschwister, sowie die Nachbarskinder, zum Kirmesplatz und durch die Straßen. Unter die Karussells, hinter den Schiffschaukeln, in die Wohnwagen, die Viehställe und in die finstersten Ecken krochen Walter und die Geschwister, zusammen mit Nachbarskindern, aber von Erich fand sich keine Spur. Dabei hatten die Kirmesleute bereitwilligst Auskunft gegeben, das Suchen gestattet und sich teilweise an der Suche selbst beteiligt. — Am Dienstag zogen die Kirmesleute ab. Nun war Erich schon drei Tage fort. Die Polizei von Essen, von Gelsenkirchen und anderen Städten und Gemeinden war alarmiert. Aber Erich wurde nicht gefunden. Es waren grauenvolle Tage in der Familie. Mutter weinte fast ununterbrochen. Der Vater war aufgeregt und die Kinder alle verstört. Besonders stark fiel es Walter in diesen Tagen auf, wie sehr die Eltern auch an dem neunten Kind hingen. Aber auch die Geschwister machten diese Beobachtung. Als eines von ihnen einmal bemerkte, daß bei möglicher endgültiger Nimmerwiederkehr Erichs immerhin noch 9 Kinder da wären und die kleinste 2 Jahre alte Uschi ja auch voll die Mutter noch beschäftige, da konnte die Mutter nur sagen: „Ich habe Euch alle gleichermaßen lieb.

Um jeden von Euch würde ich weinen, kämpfen und beten, bis er wieder bei mir wäre." Walter beeindruckten diese Worte sehr, die auch ihre Wirkung auf die Geschwister nicht verfehlten. So kam ihm die Liebe zu den Kindern außerordentlich groß und stark vor. Tatsächlich hatte der Allmächtige dieser Frau einen Fundus an Liebe und Verständnis gegeben, der ihr erlaubte, sie auf die Kinder und Freunde, sowie Freundinnen, zu verströmen. Es war daher für die Kinder tröstlich, eine Mutter zu besitzen, die immer in Liebe und Verständnis für sie bereit war; eine Erkenntnis für Walter und die Geschwister, die noch im späteren Leben Früchte tragen sollte. Als alle Kinder verheiratet waren und noch 6 Schwiegersöhne und 4 Schwiegertöchter, insgesamt nun 20 Kinder, sich um sie versammelten, da waren diese, wie früher, in ihren lieben und verständnisvollen Lebensbereich eingeschlossen. Wenn sie dann, wie ehemals, vor einem Übeltäter mit dem ausgestreckten Zeigefinger stand und fragte: „Ist das wahr? Hast Du das gemacht?“ dann wußte er sofort, daß er auf Verständnis rechnen konnte. Nichts haßte die Mutter mehr, als wenn über Abwesende Nachteiliges gesagt wurde. „Aufhören, der ist nicht hier, der kann sich nicht verteidigen.“ Dann hörten auch alle auf zu sprechen. Eine herrliche Frau und Mutter, die eine Familie in Liebe und Verständnis zusammenhielt bis über den Tod hinaus. Sie starb mit einem letzten Gruß an alle, die sie gekannt haben, fast 95 Jahre alt.

Die Vaterliebe war anders. Er sorgte sich auch sehr um den vermißten Jungen. Während die Mutter immer wieder ihre Verbundenheit mit den Kindern zeigte, konnte der Vater nur verhalten nach außen zeigen, daß seine Kinder ihm auch lieb seien. Seine Erziehung, seine langjährige militärische Ausbildung, seine autoritäre Stellung als Familienvorstand bildeten Schranken, über die er nicht hinweg konnte. Aber daß er ein liebevoller Familienvater war, das

fühlten die Kinder beim alljährlichen ganztägigen Familienausflug im Landauer. An diesem Tag fuhren alle Kinder, nur Johanna mußte mit dem allerkleinsten Kind zu Hause bleiben, in die herrliche Umgebung von Essen. Im Wagen, in dem die Kinder und die Mutter auf zwei längs angeordneten Bänken saßen, war eine gute Atmosphäre. Vater saß vorne neben dem Hauderer Schäfer auf dem Kutscherbock. Zwei schöne schwarze Pferde zogen den Wagen. Es herrschte den ganzen Tag Hochstimmung und Vater war so lieb und fürsorglich um seine Frau und die Kinder bemüht. Oder ein anderes Mal machte er mit seinen drei Jungen fünf Tage lang mit der Eisenbahn, Straßenbahn, Schwebebahn und Bergbahn, sowie zu Fuß, einen Ausflug durch die Städte, Dörfer, Täler, sowie über die Höhen des Bergischen Landes. Dabei zeigte er die zahlreichen, von Wasserkraft angetriebenen Hammerwerke, Transmissionen und Dreh-, Fräs-, sowie Schneidmaschinen seinen Jungen. Rührend kümmerte er sich darum, daß auch jeder alles verstanden hatte. An solchen Tagen spürten Walter und seine Brüder deutlich, daß auch der Vater sie unendlich liebte. Das war der Fall auch bei anderen Gelegenheiten, sobald er mit seinen Kindern einmal allein war. Aber zu Hause da war er HERR. Wenn auch der Stock jahrelang bei der Erziehung mitwirkte, so hat doch nie ein Kind ein häßliches oder bitteres Wort über den Vater gesprochen. Im Gegenteil, alle sagten: „Schade um jeden Schlag, der vorbeiging.“ Walters Vater, hoch verehrt und geliebt von seiner Frau und seinen Kindern, starb mit 62 Jahren.

Zu diesen Betrachtungen über die Liebe der Eltern zu den Kindern kam für Walter jetzt die Befürchtung, daß nun, wenn tatsächlich jemand den Kleinen mitgenommen hätte, dies auch jedem anderen Kind passieren könne. Neben der Erregung befiel alle eine unheimliche Angst, daß sie ebenfalls entführt würden. Kein Kind durfte mehr allein auf die Straße. Immer mußten mehrere zusammen bleiben. Auch

der fünfte Tag ging ergebnislos zu Ende. Am sechsten Tag erschien ein Schutzmann und teilte den Eltern mit, daß ein etwa vierjähriger Junge in Essen, in der Stoppenberger Straße, einem kinderlosen Ehepaar zugelaufen sei. Vater machte sich sofort auf den Weg dorthin, um sich den Jungen anzusehen. Als er dort ankam, erkannte Erich sofort den Vater. Aber er wollte garnicht mit. Denn so viel Spielsachen, wie er dort hatte, besaß er zu Hause nicht. Das Ehepaar hatte sie schnell besorgt und wollte den Jungen behalten. Jedoch hatte eine Nachbarin der Polizei davon Mitteilung gemacht, nachdem sie in der Zeitung die Vermissenanzeige gelesen hatte. Vater muß den Entführern gründlich Bescheid gesagt haben, denn die Frau bat immer wieder, den Jungen behalten zu dürfen. Sie bekäme keine Kinder und habe den Kleinen an der Süßwarenbude gesehen und ihm einige Süßigkeiten gegeben. Auf ihre Frage „Kommst Du mit mir?“ sei der Junge mit ihr nach Essen in ihre Wohnung gegangen. Vater nahm Erich an die Hand und brachte ihn nach Hause. Hier war nun eine unbeschreibliche Freude, daß der kleine Bruder wieder da war. Am folgenden Sonntag gingen die Eltern mit sieben Kindern in die Kirche, um ihrem Herrgott für die wundervolle Rückkehr von Erich zu danken.

Turnstunde

Das neue Schuljahr begann. Walter war ein Quintaner. Stolz trug er seine blaue Mütze und dünkte sich schon mehr als die Sextaner, die Anfänger waren. Für die beiden Sitzengebliebenen kam ein neuer Schüler und einer aus der vorigen Quinta, der der Überanstrengung erlegen war. Zu den Lehrfächern der Quinta gehörte auch das Turnen, aber in intensiverem Sinne als in der Sexta. Zeichenlehrer Severin, sein Spitzname war „Stropp“, gab auch den Turnunterricht. Er war von kleiner, untersetzter Statur. Ein

dicker Bauch ließ ihn manchmal kugelrund und schwerfällig erscheinen. Aber er war trotzdem behende und turnte am Barren wie auch am Pferd und am Bock mit einer Leichtigkeit, daß die Schüler ihn dann doch sehr ernst nahmen. Einerseits war er freundlich und gütig zu den Schülern, andererseits glaubte er aber auch, wahrscheinlich wegen seiner Minderwertigkeitskomplexe, einen diktatorischen Stil und ein militärisches Kommando anwenden zu müssen. Die Turnstunde war mit dem Antreten eröffnet. In einer Reihe standen die 36 Schüler auf das Kommando „Stillgestanden“ wie eine Mauer, und keiner rührte sich, bis „Stropp“ nach einem „Guten Morgen“ schließlich „Rühren“ sagte. Dann wurde die Klasse meist in vier Gruppen geteilt, um an den Geräten zu üben. Beliebt waren besonders Rundlauf, Barren und Schwebebalken. Aber auch Reckturnen erfreute sich einer großen Beliebtheit. Das gesamte Turnen lief durch militärische Ordnung gestrafft ab. Das wurde noch mehr von „Stropp“ hervorgekehrt, als die politische Hochspannung im Sommer 1914 wuchs und schließlich das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar am 28. Juni 1914 in Sarajewo einem Bombenattentat zum Opfer fiel. Für „Stropp“ war das ein Grund, sein vaterländisches Bekenntnis, seine militärische Disziplin und Ordnung zu stärken und äußerlich auch zum Ausdruck zu bringen. Daher ließ er Walters Klasse eines Morgens zur Begrüßung länger stramm- und stillstehen, als sie es bis dahin gewohnt war. Immer wieder richtete er die Reihe aus, schnauzte, kommandierte und raunzte so lange, bis keiner sich mehr auch nur sichtbar bewegte. So standen die Schüler eine Viertelstunde lang. Nach seiner Meinung waren sie noch lange keine Soldaten und von soldatischer Haltung sei aber auch nicht eine Spur vorhanden. Dann stellte er sich in großer Pose vor die Front und kommandierte: „Abteilung marsch!“ Als sich die Reihe der 36 in Bewegung setzte und zum ersten Marschtritt den Fuß hob, fiel Eduard Nettlenbusch, etwa in der Mitte der Reihe,

bewußtlos hin. „Stropp“ ließ aber doch exakt soldatisch die Reihe weitermarschieren bis zur gegenüberliegenden Wand der Turnhalle. Dann kommandierte er: „Halt!“ Einige der Schüler befahl er nun zum Kameraden Nettlenbusch. Als sie ihn aber nicht wieder ins Bewußtsein zurückholen konnten, wurde Eduard auf einer Tragbahre in den Vorraum gebracht, wo er mit kaltem Wasser so lange behandelt wurde, bis er wieder zu sich kam. An der Stunde nahm er nicht mehr teil. Nachdem der Unfall gut überstanden war, ließ „Stropp“ die Klasse neu antreten und erklärte wie ein Kompanieführer, daß dies schon eine militärische Übung für den Ernstfall gewesen sei und er die Pflicht habe, die Jugend auf diesen Fall vorzubereiten und zu stärken. Es sollte nur noch eine kurze Zeitspanne von knapp drei Wochen vergehen, und der Ernstfall war da, der erste Weltkrieg ausgebrochen.

„Stropp“ brachte in der Quinta Walter auch das Schwimmen bei. Da Katernberg bzw. die Bürgermeisterei Stoppenberg kein Hallenschwimmbad besaßen, mußten die Schüler, die Schwimmen lernen wollten, nach Gelsenkirchen in das Stadtbad gehen. Der Unterricht war freiwillig. Der Besuch des Schwimmbades kostete mit der Klasse 10 Pfennig je Schüler. Aber von Stoppenberg nach Gelsenkirchen waren es 8 Kilometer. Obwohl die Straßenbahn bis vor das Stadtbad fuhr, mußte Walter beide Wege zu Fuß gehen. Schwimmen und 16 Kilometer laufen, das war eine schöne Anstrengung. Jede Woche einmal fand bis zum Ausbruch des Krieges nachmittags das Schwimmen statt.

Ausbruch 1. Weltkrieg und Krankheiten

Noch bevor der erste Mobilmachungstag, der erste August 1914 und zugleich der erste Tag der Sommerferien da waren, hatte „Stropp“ schon seinen Anteil vorbereitet. Alle Schüler von Quinta bis Untersekunda einschließlich

wurden zur Schülerpatrouille eingeteilt. Am ersten Ferientag mußten sie in der Schule erscheinen und erhielten eine weiße Armbinde mit der Aufschrift „Schülerpatrouille“ und je einen Stempel des Realgymnasiums Katernberg und des Polizeikommissariats der Bürgermeisterei Stoppenberg. Dann hielt „Stropp“ einen Vortrag, verkündete die Einsatzzeiten und verteilte die Abschnitte, die zu bewachen waren. Walter erhielt den Befehl, die südliche Böschung des Eisenbahnabschnittes zwischen Höhenstraße und Zeche Katharina in Frillendorf bei Essen von morgens 6.00 Uhr bis abends 22.00 Uhr zu kontrollieren. Seine beiden Brüder hatten die nördliche Böschung abzugehen und zu prüfen, ob dort Bomben, Attentate oder Sprengungen gelegt bzw. vorbereitet waren. Die drei Brüder durften sich abwechseln, ablösen und auch die Streckenabschnitte tauschen. Mit großer Begeisterung waren alle Schüler bei der Sache. Sie erlebten den ganzen Tag über die Soldaten- und Waffentransporte, die damals fast ausschließlich mit der Eisenbahn erfolgten. Und diese Transporte zu sichern, dem Kaiser zu helfen, das war für Walter eine Verpflichtung. Am liebsten wäre er auf einen Zug gesprungen und mit den Soldaten an die Front gefahren. Aber er war erst elf Jahre alt. Gegen Ende der Ferien, in den letzten Augusttagen, wurde die Schülerpatrouille abgeblasen. Der Aufmarsch der Armeen war beendet. Nur selten sah man daher noch einen Waffen- oder Soldatentransport auf dieser Strecke.

Dennoch betätigten sich die Schüler auch im Dienste für die Soldaten. So stand Walter mit einigen Kameraden manchen Morgen am Bahnhof Essen-Nord, half Koffer oder sonstiges Gepäck der Soldaten tragen und bekam bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal ein deutsches Gewehr in die Hand, aber nur zum Anschauen. Er empfand es als sehr schwer. So gingen dann auch die letzten Ferientage zu Ende. Als die Schule wieder begann, hatten alle viel zu erzählen. Walter brauchte nicht nur zuzuhören, sondern konnte von seinen Erlebnissen berichten.

Der Vater, als ehemaliger aktiver Unteroffizier und Feldwebel, sogenannter „Zwölfender“, meldete sich trotz der großen Familie freiwillig. Er wurde dann auch in den ersten Tagen des Monats August eingezogen und kam zur Einkleidung nach Köln, anschließend zum Einsatz nach Namur in Belgien. Die Mutter hatte nun das Geschäft, das Haus und die Familie zu versorgen. Die älteste Schwester wurde aus dem Pensionat in Vlotho zurückgerufen. Da nun eine weitere Hilfskraft im Hause vorhanden war, konnte die gute, fleißige und brave Johanna die Familie verlassen und eine andere Stelle antreten. Sie hat aber später keine Gelegenheit ausgelassen, sie zu besuchen. Der Krieg griff in alle Familien und Haushalte ein. Viele Männer, jung und alt, wurden eingezogen. Nur wenige konnten zu Hause bleiben.

Kaum hatte sich die Familie auf den Krieg mit allen seinen Lasten eingerichtet, da wurde Walter ernstlich krank. Beim Spiel hatte er sich an den Murneln eines Spielkameraden infiziert. Zunächst stellte der Hausarzt, Dr. Beckmann, eine „Influenza“ fest. Bettruhe und Umschläge sollten zur Gesundheit verhelfen. Der Schulbesuch fiel bereits seit zehn Tagen aus. Das Fieber ging nicht zurück, im Gegenteil, es war gestiegen. Apathisch, fast bewußtlos, vegetierte der Kranke dahin. Endlich, am 14. Tag, stellte der Arzt die Diagnose „Typhus“. Sofort Transport in einem Bergmannskarren in das Isolierhaus des nahe gelegenen Krankenhauses. Hier entsprechende Behandlung auf „Typhus“. Unterdessen hatte sich der ältere Bruder Wilhelm und die jüngere Schwester Hanny zu Hause auch an „Influenza“ hingelegt. Bei ihnen ergab sich einige Tage später ebenfalls „Typhus“. Auch sie wurden in das Isolierhaus gebracht. Drei weitere Kinder erkrankten, aber sie wurden nicht in das Isolierhaus eingeliefert, da, dank der Isoliermaßnahmen, für die verbliebenen Personen und die Wohn- bzw. Schlafräume keine weitere Ansteckungsgefahr mehr bestand. In

dieser, von einer so schweren Krankheit befallenen Familie, stand die Mutter ganz allein auf sich selbst gestellt. Dabei war gerade der jüngste Bruder Erich, 4 Jahre alt, nach einer verfehlten Behandlung im letzten Augenblick durch eine Operation dem Tode entrissen, so weit genesen, daß er aufstehen durfte. Nachdem dann Walter fünf Tage fieberfrei war, erlitt er einen sehr schweren Rückfall, der ihn fast vom Leben zum Tode beförderte. Eines Tages wurde die Mutter nachts um 2 Uhr zu ihm gerufen, um ihn noch einmal zu sehen. Dann sollte Schluß sein für immer. Aber es kam anders. Nach vierzehn Tagen erlangte Walter das Bewußtsein wieder und wurde nach vier Monaten, im Februar 1915, nach Hause entlassen. Wilhelm und Hanny waren schon Wochen vorher nach Hause gekommen. Das Weihnachtsfest 1914 war das traurigste der Familie bis dahin. Drei Kinder im Isolierhaus und der Vater im Feld. Dazu die ersten Anzeichen der Kriegsnot.

Nur wenige Tage nach seiner Entlassung sah man Walter bereits wieder in der Schule. Er strengte sich mächtig an, um die vier verlorenen Monate nachzuholen. Tatsächlich wurden seine Anstrengungen belohnt. Er hatte sehr viel aufgeholt, und die Mutter konnte wieder beruhigt sein, in der Hoffnung, daß der Vater Ostern zu Hause sei. Aber wie ein Keulenschlag traf Anfang März die Nachricht aus Namur ein, daß der Feldwebel Semmler infolge der übermenschlichen Anstrengungen bei der Verfolgung der Franktireurs bei Tag und bei Nacht einen schweren Schlaganfall mit halbseitiger Lähmung erlitten habe. Er sei sofort mit dem nächsten Lazarettzug in das Kriegslazarett Kiel-Wyk gebracht worden. Als die Karte eintraf, waren seit dem Anfall bereits acht Tage vergangen. Kurz entschlossen fuhr Walter's Mutter mit dem kleinen Erich nach Kiel. Erich hatte sein Soldatenmäntelchen an und eine Soldatenmütze auf. So sollte er den kranken Vater erfreuen. Aber das Wiedersehen verlief anders, als sich die Mutter es vorgestellt hatte. Kaum hatte der Vater sie erkannt, begann

er heftig zu weinen und konnte sich gar nicht wieder beruhigen. Die Mutter und Erich mußten bald gehen, damit sich der Kranke faßte und wieder zu sich fand. Als sie am anderen Morgen zu Besuch kamen, erklärte ihnen der Stabsarzt: „Nehmen Sie Ihren Mann mit nach Hause, ob er hier stirbt oder in Essen, das ist uns egal.“ So sehr sie diese Mitteilung erschreckte, war sie doch gleich entschlossen, den kranken Mann mitzunehmen. Ein Telegramm nach Hause gab die Umstellung der Zimmer und ihre Ankunft an. Sie fuhren zu dritt in einem Lazarettzug, der wieder leer zur Front rollte. In der Nacht kamen sie an. Vater wurde in das ins Erdgeschoß verlegte Schlafzimmer gebettet, während die Kinder alle schliefen. Das Wecken fand wie gewohnt statt. Nun hieß es, ruhig sein; Vater und Mutter seien gekommen. Walter und seine Geschwister gingen zur Schule. Nach der Schule, mittags, durfte Walter seinen Vater begrüßen. Ein großer Schreck durchfuhr ihn, als er seinen soldatischen Vater, kreidebleich, abgemagert, ein Auge halb geöffnet, das Gesicht verzerrt, da liegen sah. Kein Wort, keine Geste des Grußes, kein Handheben, ein menschliches Wrack. Der Eindruck war so gewaltig, daß von nun ab Schule und Freizeit darunter standen. Auch Walters Geschwister waren ernster geworden. Im Haus war es unheimlich still, als würde der Tod seine Schatten voraus. Nach monatelanger, aufopferungsvoller Pflege konnte Vater dann wieder etwas sprechen und einigermaßen selbst essen. Anschließend durfte er allmählich immer längere Zeiten aufstehen, bis er eines Tages, unter Begleitung, kleine Spaziergänge machen durfte. Die Kinder drängten sich danach und verstanden es als eine Auszeichnung, den Vater ausführen zu dürfen. Walter empfand dabei immer besonderen Stolz, wenn er seinen Vater in Uniform begleiten durfte. Dann kam wohl kaum eine Unterhaltung zustande, weil das Sprechen zu schwer fiel, aber die innige Verbundenheit zwischen Vater und Sohn fand in Gesten und

Mimik ihren besonderen Ausdruck. Nach einem halben Jahr wurde Vater wieder eingezogen und nach Nowo-Georgiewsk in Rußland versetzt. Dort erlitt er nach sechs Wochen einen erneuten Schlaganfall, der aber wesentlich schwächer war. Immerhin hatte er die Entlassung aus dem Wehrdienst zur Folge. Alle freuten sich, daß der Vater wieder nach Hause durfte. Die Familie, Eltern und 10 Kinder, war wieder vollständig und, bis auf den Vater, gesund beisammen. Mit dem Gesunden des Vaters und der Aufnahme seiner früheren Tätigkeit schwand bei den älteren Kindern mehr und mehr der große Ernst und der Schreck, den der Schlaganfall hervorgerufen hatte. Neben den Geschwistern wurde auch Walter bald gelöst. Im Rahmen des Krieges, der sein Gesicht auch den Kindern und der Jugend zeigte, war er auch Inhalt ihrer Spiele geworden.

Auseinandersetzungen und Kriegsspiele

Walter, seine Brüder und alle seine Kameraden, die von Stoppenberg aus zum Realgymnasium nach Katernberg zur Schule gingen, hatten auf ihrem Weg die Siedlung Kaldkirch an der Gelsenkirchener Straße zu passieren. Obwohl die Siedlung etwas abseits lag, standen aber immer Kinder, besonders ältere Jungen dort, die die vorübergehenden Schüler belästigten. Solange die Schüler in einer größeren Zahl auftraten, verhielten sie sich zurückhaltend. Aber wenn Walter nur allein oder mit einem Kameraden daherkam, fielen fünf, sechs oder mehr dieser rohen Burschen über sie her, rissen ihnen die bunten Mützen vom Kopf, traten darauf herum, zerrissen oder beschmutzten sie, zogen ihnen die Schulranzen von den Schultern, kippten den Inhalt auf die Straße und schlugen meist auch noch die einzelnen Schüler. Gegen diese Übermacht waren die einzelnen Schüler hilflos. Bespuckt, mit Dreck oder Pferdemist beworfen, mit ramponierter Mütze und beschädigtem

Ranzen, sowie z. T. zerstörten Büchern und Heften konnten dann, nach längerem Aufenthalt, die Betroffenen nach Hause gehen. Hier wurden sie von den Eltern ausgeschimpft, weil sie sich nicht entschieden genug gewehrt hätten. Es war aber gar nicht möglich, diesen oft 18- bis 20jährigen jungen Männern entsprechend zu begegnen. Die einzige Möglichkeit, diesen Belästigungen zu entgehen, war die Wahl eines weiten Umweges oder aber den gefährlichen Ort in größerer Anzahl zu passieren. Jahrelang dauerten die Belästigungen. Sie hörten erst auf, als Walter und seine Kameraden, wegen der Schuhsohlenersparnis, mit der Straßenbahn zur Schule fahren durften. Aber ein unheimliches Gefühl blieb zurück.

Ebenso waren die bunten Mützen in der Kolonie der Zeche Ernestine und auch in der Walmarie verhaßt. In beiden Siedlungen waren Gruppen von Jugendlichen, die einfach keine bunten Mützen sehen konnten. Dabei waren doch auch Kinder aus den Siedlungen auf der höheren Schule und trugen bunte Mützen. Aber es muß wohl daran gelegen haben, daß der größere Teil der höheren Schüler, Söhne von Beamten waren. Sie wohnten im Zentrum von Stöppenbergr, während die anderen vorwiegend sich am Rande der Gemeinde befanden. So war der höhere Schüler, äußerlich durch seine bunte Mütze gekennzeichnet, in diesen Bereichen gefährdet.

Während des Krieges bildeten sich daher regelrechte Einheiten, die gegeneinander kämpften. Kampfmittel waren Steinschleuder, Pfeil und Bogen, Steine, Karbidflaschen und Speere. Der Köcher voller Pfeile mit eingesetzten Nägeln, ein Schild und der Bogen, das war die Ausrüstung des normalen Kriegers. Als Karbidflaschen wurden kleine Medizinflaschen verwendet. Sie waren mit einem Stück Calciumkarbid und Wasser gefüllt und fest verkorkt. Gegen den Feind geworfen, zerplatzten sie mit starkem Knall

beim Aufschlagen. Eine gefährliche Waffe. Aber auch die Pfeile waren nicht ungefährlich. Da aber alle Seiten die gleichen Verteidigungswaffen benutzten, wurde die Gefährlichkeit von allen Seiten akzeptiert. Zum Teil wurden Fallgruben ausgehoben oder Unterstände gebaut. Gefangene kamen an den Marterpfahl. Sie wurden mit Händen und Füßen festgebunden. Alsdann gingen alle am Gefangenen vorbei und hauten ihm eine Ohrfeige. Keine schöne Behandlung von Gefangenen. Aber Karl May und andere Indianerbücher zeigten da ihre Ausstrahlung. Die Kämpfe lebten besonders nach Abernten der Felder auf und dauerten bis zum Einbruch des Winters. Während dieser Zeit war es besonders gefährlich, sich allein in die Siedlungen zu wagen.

Ferienarbeit

Aber der Krieg griff auch auf andere Weise in das Leben von Walter ein. In den Herbstferien 1916 sollte und wollte er für das Vaterland arbeiten. Er fing daher in der Gärtnerei der Zeche Ernestine unter dem Obergärtner Dietrich an. Die Arbeitszeit dauerte von 6.00 Uhr früh bis 18.30 Uhr. Dazwischen waren 15 Minuten Pause, um 10.00 Uhr und um 16.00 Uhr, sowie eine Mittagspause von einer Stunde, von 12.00 Uhr bis 13.00 Uhr. Die Arbeit war für den Dreizehnjährigen schwer und anstrengend. Besonders hart empfand Walter das Gießen der Pflanzen und Blumen in den zugedeckten Mistbeeten. Mit der linken Hand das Fenster heben und mit der rechten Hand die 12 Liter fassende Gießkanne. Besonders schwierig war es, weil im Zweigbetrieb noch keine Wasserleitung angelegt war. Das Wasser mußte er dann in zwei Gießkannen 500 m entfernt, beim Bauer Horn, holen. Und das den ganzen Tag lang. Die Folge dieser körperlichen Anstrengung war auch am Ende

eine größere körperliche Schwäche. An dreißig Arbeitstagen hatte er diese Tätigkeit ausgeübt. Dafür erhielt er 30 Mark. Ein Lodenanzug und ein Rucksack kosteten genausoviel. Bei der nächsten Wanderung mit dem Sauerländischen Gebirgsverein war Walter zünftig gekleidet.

Mit vierzehn Jahren wurde er 1917 in den großen Ferien zur Erntearbeit nach Frankreich verpflichtet. Seine beiden Brüder waren ebenfalls in der Ernte tätig, aber am Rhein und auf der Insel Rügen. Mit Walter waren noch sechs Kameraden aus seiner Klasse eingesetzt. Die Erntearbeit war zwischen Sedan und Charleville, vorwiegend im Maastal, zu leisten. Station war Villers-Semeuse. Hier war eine sehr strenge Ordnung. In einer Kompanie von 150 Mann waren Schüler von einer größeren Anzahl Gymnasien zusammengestellt worden. Die Kompanie war ein Bruchteil der mehreren Tausend Schüler, die für die Einbringung der Ernte in Nordfrankreich und Belgien zum Einsatz gekommen waren. Der Dienst und die Arbeit verliefen unter militärischem Kommando. Fünf Uhr dreißig war Wecken, sechs Uhr fünfzehn Kaffeetrinken. Um sieben Uhr jeden Morgen antreten zum Abmarsch auf die Felder. Das Mittagessen fand um 1/2 eins statt. Um 14.00 Uhr war wieder Antreten und Abmarsch auf die Felder. Gegen 18.30 Uhr wurden die Felder verlassen. Dann ging es in Marschkolonne, unter Absingen von Liedern, zum Abendessen. Müde legten sich die Schüler gegen 20 Uhr ins Bett, um am anderen Morgen wieder frisch und munter zu sein. Es war, trotz der großen Beanspruchung, eine schöne Zeit. Vor Generaloberst von Einem, der die Kompanie besuchte, fand in Charleville ein Vorbeimarsch statt. Der Kronprinz nahm eine Parade aller im Einsatz befindlichen Schüler auf den Höhen von Illy bei Sedan ab. Einen ganzen Sonntag lang wurde die Kompanie über die Ardennen nach Schloß Bouillon in Belgien und zurück geführt. Große Eindrücke hatte dieser Tag, aber auch die gesamte Einsatzzeit hinter-

lassen. Walter hatte darüber ein Tagebuch geführt. Es enthielt aber nur Angaben über die Verpflegung. So lautete ein Bericht: „Morgens gab es Milch, Brot und Marmelade. Vormittags Ähren gebunden und aufgestellt. Mittags gab es Nudeln mit Rindfleisch und Gemüse, nachmittags Rüben gezogen. Abends gab es Reissuppe mit Fleisch. Um acht Uhr ins Bett gegangen.“ Das Essen war nach dem Hungerwinter 1916/17 das Wichtigste. Während die Heimat weiter hungerte, hatte Walter wenigstens drei Monate lang eine für die damalige Zeit gute Verpflegung erhalten. Ihm gefiel es daher sehr gut. Eine ältere Französin mochte ihn besonders gern. Von ihr erhielt er manche Tasse Milch extra. Die Verschickung war von der Deutschen Jugendwehr organisiert und die Jungmannen rekrutierten sich zum größten Teil aus den höheren Schülern. Während das durchschnittliche Alter 16 bis 17 Jahre betrug, war Walter erst 14 Jahre alt und somit der Benjamin der Kompanie. Er trug auch keine Uniform wie die Mitglieder der Jugendwehr, sondern er erhielt einen zivilen Arbeitsanzug. Er war der einzige Kompanieangehörige in Zivil, aber mit einem Soldatenkrätzchen auf dem Kopf. Ein eigenartiges Bild, wenn die Kompanie angetreten war. Für die Arbeit in Frankreich wurde ihm durch eine Urkunde der Obersten Heeresleitung und vom Kronprinz mit einem Buch über seine Reise durch Ceylon und Indien gedankt. Mit großem Stolz zeigte er beide Auszeichnungen seinen Eltern und Geschwistern.

Zarte Liebe

Seine Mutter hatte er gern. Er liebte sie. Als er noch klein war, beobachtete er sie immer mit großen Augen. Eines Tages hatten die Eltern, es war Sonntag, zum Nachmittagskaffee Gäste eingeladen. Nachdem Mutter und Johanna nach dem Mittagessen die Küche aufgeräumt hatten, wollte erstere sich frisch machen und umziehen. Walter spielte in

der Küche mit seinem kleinen Baukasten und war ganz damit beschäftigt, ein ihm richtig erscheinendes Bauwerk zu errichten. Aber so wie er es sich dachte, wollte es nicht gelingen. Er war schon etwas mißmutig geworden und wollte das Bauen aufgeben. Da öffnete sich die große Schiebetür und die Mutter trat aus dem Schlafzimmer in die Küche. Eine junge Frau von 32 Jahren, schön frisiert, in einem dunkelgrünen Kleid, bis auf die Füße reichend. Die Taille betont, der Rock weit ausladend in großen lockeren Falten, über der Brust dunkelgrüne Samtbänder zur Mitte hin verlaufend und einen grünen durchbrochenen hohen Kragen, der durch Stäbchen gehalten wurde. Als Walter seine Mutter so sah, ließ er Baukasten nun Baukasten sein, stellte sich breitbeinig vor ihr hin und sagte ganz erstaunt: „Mama, bist du schön!“

In der Volksschule, in der i-Klasse, hatte er in der letzten Reihe der Klassenhälfte für Knaben den Platz am Mittelgang. Den gleichen Platz am Mittelgang der Klassenhälfte für Mädchen hatte Elfriede Gethmann. Beide waren sich von Anfang an sympathisch. Elfriede war ein liebes, munteres und aufgewecktes Mädchen. Sie hatte ein frisches, gesundes Aussehen und immer rote Wangen. Allerliebste sah sie in ihrem dunkelblauen Faltenrock, einem himmelblauen Pullover, blauen Strümpfen und schwarzen Schuhen aus. Sie war die Tochter eines Gemeindebeamten, der eine Art von Vollzugsbeamten darstellte. Elfriede war für Walter der Blickfang. Was Elfriede tat oder sagte, war in Ordnung. Während der Pausen faßten sich beide ans Händchen, gingen wie die Großen über den Schulhof spazieren oder spielten miteinander. Sie waren unzertrennlich, bis eines Tages Vater Gethmann versetzt wurde und in eine andere Stadt ziehen mußte. Elfriede fiel, ebenso wie Walter, die Trennung schwer. Sie versprachen, sich zu besuchen, aber daraus wurde nichts. Elfriede war in der zweiten Klasse für immer aus dem Gesichtskreis von Walter verschwunden.

Schon vor Beginn der Schulzeit traf Walter auf ein Mädchen, das plötzlich im Rathausviertel aufgetaucht war. Zusammen mit ihrem Bruder besuchte sie die Bismarckschule, er in der dritten, sie in der i-Klasse. Sie war ein Jahr älter als Walter, der noch nicht zur Schule ging. Ihr Vater war Gemeindekassensekretär und war von Elberfeld nach Stoppenberg versetzt worden. Walter's und Emmy's Vater waren zusammen auf der Unteroffizierschule in Biebrich gewesen und hatten die gleiche Militärlaufbahn hinter sich. In Stoppenberg trafen sie sich, nach vielen Jahren, in leitender Stellung wieder. Emmy Alker, so hieß es, war ein nettes, flinkes, sportliches und lustiges Mädchen. Mit ihren rotbraunen Haaren und den langen Zöpfen unterschied sie sich von den übrigen Mädchen sehr. Sie kam seltener am Nachmittag zum Spielen auf den Schulhof der Bismarckschule, sondern war mehr mit den Kindern zusammen, die um den Rathausplatz wohnten. Denn der Rathausplatz war neben dem Schulhof der Bismarckschule der andere Ort, wo die Kinder der Bürger von Stoppenberg spielen konnten. Emmy war immer für Ordnung und stets auch sauber angezogen. Von Anfang an war sie in ihrer Klasse eine gute Schülerin. Bei den gemeinsamen Spielen auf dem Schulhof muß sie dann auch einmal Walter Sand in die Augen gestreut haben, damit er sie einmal heiraten werde. Eine Annäherung fand aber nicht statt. Erst zwei Jahrzehnte später erfolgte sie mit dem Ergebnis der Heirat.

Nach Elfriede Gethmann dauerte es lange, bis Walter wieder einmal für ein Mädchen schwärmte. Da war in Katernberg die Tochter eines Grubenbeamten. Ein zartes bleiches Kind von 12 Jahren. Hin und wieder zeigte sich ein schwaches Rot auf den Wangen. Sie trug eine Wagnerkappe und besuchte eine Essener höhere Schule. Hedwig hieß sie und konnte so herzlich lachen. Auch war sie aufgeweckt und gar nicht scheu. Ihre Freude an kleinen Scherzen und schönen Dingen hatten es Walter, ebenfalls

12 Jahre, besonders angetan. Sie war sein Schwarm. Eines Tages war in Katernberg auf dem Marktplatz Kirmes. Hedwig und Walter trafen sich dort, um an dem Kirmes-treiben teilzunehmen. Sie aßen türkischen Honig, gingen auf die Schiffschaukel und fuhren Karussell. Auf einem Autokarussell, das bergauf und bergab ging, sowie die eine Hälfte im Dunkel hielt, drückte Walter seiner Angebeteten mit leiser Nachhilfe der Zentrifugalkraft des bewegten Autos einen Kuß auf die linke Wange. Hedwig erschrak und sagte nur: „Gott sei Dank, daß es dunkel war.“ Walter aber dachte noch tagelang darüber nach und wunderte sich nur, daß er so viel Mut hatte. Aber es dauerte danach nicht mehr lange und Hedwig wurde von einem anderen Schüler umschwärmt. Sie neigte sich ihm mehr zu und Walter mußte resignierend und enttäuscht feststellen, daß auf die Mädchen kein Verlaß sei. Seiner Gemütsverfassung gab er Ausdruck in einem sehr holperigen Gedicht. Eine Strophe davon hieß:

Wäre I. Kemper doch nie geboren,
der noch nicht trocken ist hinter den Ohren,
aber ich will Dich lieben auf ewig, ewig
Hedwig, meine Hedwig.

In den Wintermonaten dieser Jahre war der zugefrorene Gondelteich der Gartenwirtschaft Escher in Katernberg der Treffpunkt der Jugend beim Schlittschuhlaufen. Hier trafen sich die höheren Schüler, vorwiegend des Realgymnasiums Katernberg und die Schülerinnen der höheren Mädchenschule von Katernberg, sowie anderen höheren Schulen. Es war ein buntes Bild, wenn die Jugend beiderlei Geschlechts sich mit ihren farbigen Kopfbedeckungen da über das Eis bewegte. Walter und seine Kameraden übertrafen sich gegenseitig in der Galanterie. Wenn eine bekannte oder auch nicht bekannte Schülerin ankam und sich am Rande des Eises hinsetzte, um die Schlittschuhe anzuschlappen,



Emmy Alker

war auch schon jemand da, der vor ihr niederkniete, um ihr zu helfen. Es machte auch ihm viel Freude, wenn er eine Schülerin zum Paarlauf auffordern konnte. Nur ein richtiges Gespräch mit der Partnerin zu führen, das gelang ihm nicht. Denn er mußte bei seiner mangelhaften Lauftechnik zu sehr aufpassen, daß sie nicht hinfielen. Aber schön und spannend war es trotzdem. An manchen Nachmittagen war auch Annegrete da. Für sie schwärmte Walter. Sie war die Tochter des Pfarrers und lieblich anzusehen. Zwei lange, dicke blonde Zöpfe, eine weiße Strickmütze und ein weißer Pullover, sowie ein dunkelblauer Rock und ein frisches gesundes Gesicht mit braunen Augen machten sie insgesamt zum Ideal für ihn. Von anderen Mitschülerinnen hatte er gehört, daß sie in der Schule eine sehr gute Schülerin sei. Das verschaffte ihr nicht nur bei Walter, sondern auch bei den anderen große Achtung. Aber nur einmal hat er mit ihr zusammen laufen können. Sie war immer besetzt. So mußte er allmählich seinen Traum von einem Näherkennenlernen aufgeben. Damit waren seine Erlebnisse mit Mädchen während der Schulzeit beendet.

Schulstreiche

Während Walter in den Klassen Sexta bis Quarta ein guter und braver Mittelschüler war, änderte sich dies bald in der Untertertia. Er war in das Flegelalter gekommen. Dies äußerte sich in einer größeren Rauflust mit den Klassenkameraden, aber auch mit anderen Jungen aus den übrigen Klassen. Während der Pause hatte er meist Händel mit den Mitschülern, die ihm oft Ohrfeigen vom Aufsicht führenden Lehrer eintrugen. Aber er wollte sich bewähren und zeigen, daß er auch auf diesem Gebiet der körperlichen Stärke etwas bedeutete. Die Strafe des Lehrers steckte er daher

ohne Verärgerung ein. Nur ein Oberlehrer freute sich darüber, wenn die Jungen sich rieben. Es war Dr. Petersen. Ein hoch aufgeschossener, etwa 1,90 m großer, schlanker Mann, mit breiten Schultern. Darauf ein Kopf, so groß wie eine Kokosnuß, mit Glatze. Diese komisch wirkende Gestalt war durch eine entsetzlich große Kurzsichtigkeit vom Schicksal geschlagen. Dicke Brillengläser, hinter denen die Augen stets zwinkerten, sollten ihm einigermaßen gestatten, seine Umgebung wahrzunehmen. Ausgerechnet Dr. Petersen erhielt die Untertertia als Lehrer für Französisch und Geographie. In aller Welt waren die Tertien der höheren Schulen, damals wie heute, disziplinär die schwierigen Klassen. Bei Dr. Petersen hatten Walter und seine Kameraden schnell herausgefunden, daß es leicht möglich sei, den Unterricht zu stören, um wenig Hausaufgaben machen zu müssen. Es wurde daher beraten, auf welche Weise es geschehen sollte. Dr. Petersen hatte die Angewohnheit, alle Vokabeln an die Tafel zu schreiben und sie zu erklären. Die Schüler durften sie aber nicht abschreiben, besonders nicht bei der Lektüre. Die Untertertia las den Tartarin de Tarascon von Alphonse Daudet. Es gab zu dieser Zeit in den Drogerien gelbe Schnuller aus einem gummiähnlichen Stoff. Wenn man sie auf die Wasserleitung oder den Hahn aufzog, dann dehnten sie sich durch die Wasserfüllung so stark aus, daß sie durchscheinend wurden. Sie faßten bis zu einem Liter Wasser und behielten dabei eine große Spannung. Man mußte beim Abnehmen vom Wasserhahn mit den Fingern den Hals oder die Öffnung zuhalten. Ließ man aber nur wenig nach, schoß ein Wasserstrahl bis zu 5 m weit daraus hervor. Bei schnellem Zudrücken dauerte dies nur den Bruchteil einer Sekunde. Eines Tages hatte Walter auch solch einen Schnuller in der Pause mit Wasser gefüllt und nahm ihn mit in die Stunde von Dr. Petersen. Da aber sein Platz immer noch in der 5. Reihe sich befand, war er zu weit von der Tafel entfernt, als daß

der Strahl wirkungsvoll bis dorthin kam. Deshalb gab er dem Kameraden Pfeiffer, der in der ersten Bank saß, den gefüllten Schnuller. Es dauerte nicht lange, da hatte Dr. Petersen eine Anzahl Vokabeln auf die Tafel geschrieben. Er erklärte sie, ihre Bedeutung und war sichtlich zufrieden, daß die Schüler so aufmerksam zur Tafel schauten. Als er sich aber einen Augenblick von der Tafel entfernte, um zum Pult zu gehen, sauste ein Wasserstrahl für einen Augenblick gegen die Tafel und der größte Teil der Vokabeln war unleserlich geworden. Da die Klasse unruhig geworden war, drehte sich Dr. Petersen zur Tafel und sah, daß die angeschriebenen Vokabeln zum Teil ausgelöscht waren. Weil er sich nicht erklären konnte, wie das Wasser auf die Tafel gekommen war, nahm er kurzerhand den Schwamm und löschte alle restlichen Vokabeln aus. Damit hatte der Streich seine Erledigung gefunden. Aber mit den wassergefüllten Schnullern, die bald jeder aus der Klasse hatte, wurde ein schrecklicher und manchmal auch gemeiner Ulk getrieben. Auf der Straße, in der Straßenbahn usw. war man vor einem kurzen Wasserstrahl nicht sicher. Besonders hatten junge Mädchen darunter zu leiden. Aber so plötzlich diese Schnuller für diese Streiche erschienen, ebenso schnell waren sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Der Schulhof hatte eines Tages eine frische Kiesbedeckung bekommen. Es war ein Mittelkies von 3 bis 5 mm Durchmesser. Angesichts dieses Materials kamen die Schüler auf den Gedanken, sich davon einige einzustecken und bei Dr. Petersen während der Französischstunde gegen die Heizung zu werfen. Die Heizung bestand aus sechs übereinander an der Längswand unter den Fenstern angebrachten Rohren aus Stahl. Wenn man ein Kieselsteinchen dagegen warf, gab es einen hellen Klang. Das war ausprobiert. Da sich eine Anzahl Kameraden, jeder mit nur einigen Kieselsteinen versehen hatte, standen doch genügend

Steine zur Verfügung, um über eine längere Zeit während der Stunde die Heizung klingen zu lassen. Tatsächlich lief die Lektüre wie geplant ab. Fast ununterbrochen ertönten die hellen Klänge von der Heizung her. Schließlich glaubte Dr. Petersen die Klasse fragen zu müssen, ob der Unterricht durch das Arbeiten der Heizung nicht gestört würde, da anscheinend an der Heizung gearbeitet würde. Ersteres verneinte die Klasse, letzteres vermutete sie auch. Jedenfalls hatten am Ende die Schüler keine Kiesel mehr in der Tasche. Sie lagen alle im Fenstergang auf dem Boden.

Bei Dr. Petersen hing auch manchmal die Tafel voll von Kinoprogrammen, Theaterzetteln, Reklame und vieles andere, so daß erst einmal die Tafel davon befreit werden mußte. Das nahm er nicht einmal übel. Er trug auch niemanden wegen seiner Respektlosigkeit, Unaufmerksamkeit oder mangelhafter Vorbereitung oder nicht gemachter Hausaufgaben ins Klassenbuch ein. Er war wirklich ein Jugendfreund. Wenn die Eltern in seine Sprechstunde kamen, beklagte er sich nie über den Schüler. Im Gegenteil, er schilderte mit Begeisterung seine Vorstellungen vom späteren Beruf des Schülers als Seemann, Soldat, Lehrer, Unternehmer und dergleichen. Nie hat er sich bei den Eltern über einen Sohn beklagt. Seine Gutmütigkeit, sein Glaube an das Gute im Menschen und in die Jugend war unerschütterlich. Eine tragische Lehrperson. Manchmal hatte nicht nur Walter Mitleid mit ihm, sondern die ganze Klasse. Wie oft hatten sich alle vorgenommen, bei Dr. Petersen ernsthaft mitzuarbeiten. Aber die Versuchung, Streiche zu machen, war eben zu groß. Von der Menschlichkeit dieses Lehrers zeugt folgender Streich:

In der großen Pause hatte Heinrich Lücke einen Spatz auf der Toilette gefangen. Ihn in der Hand haltend, kam er zu den übrigen Kameraden auf den Hof. Was sollen wir damit machen? „Wenn wir den Kopf abreißen, bekommen wir fünf Pfennige für die Klassenkasse.“ „Nein, den lassen wir

gleich bei Dr. Petersen fliegen.“ Das war also beschlossene Sache. Vor Beginn der Stunde wurde der Spatz im Papierkasten versteckt. In den Klassen standen keine Papierkörbe, sondern große Kästen aus Holz, von 0,80 m Höhe, etwa 1 m Länge und 0,60 m Breite. Der Spatz bekam soviel Papier aufgelegt, daß er sich nur mit großer Mühe befreien konnte. Nachdem die Stunde begonnen hatte und Dr. Petersen noch einmal kurz wiederholte, was in der vorausgegangenen Stunde durchgenommen wurde, begann nun die Übersetzung der Lektüre. Minute um Minute verrann, ohne daß sich der Spatz in dem Kasten rührte. Da meldete sich Lücke, ob er zum Papierkasten gehen dürfe, um seinen Bleistift anzuspitzen. Dr. Petersen erlaubte es. Lücke spitzte tatsächlich den Bleistift an, stocherte dann aber mit dem Bleistift im Papier herum, um den Vogel rauszujagen. Da sich der Spatz ganz in der Tiefe verkrochen hatte, fand er ihn nicht. Da wird Dr. Petersen auf Lücke aufmerksam und fragt ihn, warum er so lange Bleistift anspitze. „Mein Bleistiftspitzer ist hineingefallen.“ Damit gab sich Dr. Petersen zufrieden. Lücke konnte endlich, in aller Ruhe, bis in die Tiefe des Kastens mit den Händen vordringen, um den Spatz hochzujagen. Nach wenigen Augenblicken flog der Spatz auf und strebte, quer durch die Klasse, den Fenstern zu. Die Schüler sprangen von ihren Plätzen und schrien: „Ein Spatz, ein Spatz.“ Einige liefen zu den Fenstern und öffneten sie. Dr. Petersen bekam einen feuerroten Kopf und lief vor der Klasse aufgeregt herum, ohne etwas zu sagen oder zu tun. Diese Unbeholfenheit wirkte besonders komisch, da der Spatz, wider Erwarten, nicht durch eines der geöffneten Fenster abfliegen wollte. Erst nachdem er von mehreren Schülern gejagt wurde, verließ er endlich den Klassenraum. Walter hatte sich tatkräftig an der Unruhe beteiligt. Die Fenster wurden geschlossen, die Schüler gingen zu ihren Plätzen zurück. Langsam kehrte die Ruhe in die Klasse zurück. Dr. Petersen hatte sich aber noch

nicht beruhigt. Wahrscheinlich konnte er vor Aufregung gar nichts sagen. Sein Kopf war immer noch rot. Schließlich stellte er sich in der Mitte vor die Klasse hin. Erwartungsvoll schauten Walter und seine Kameraden auf ihn. Eine Weile verging, dann sagte er noch voll erregt: „So Jungs, ihr habt 2 Minuten eure Freude gehabt. Das habt ihr nicht umsonst getan. Heute Nachmittag 2 Stunden Arrest. Dienstagnachmittag zwei Stunden Arrest, Mittwochnachmittag zwei Stunden Arrest, Donnerstagnachmittag zwei Stunden Arrest und Freitagnachmittag zwei Stunden Arrest. Das habt ihr davon.“ Sichtlich erleichtert, mit einem Stoßseufzer, hatte er geschlossen. Dann nahm er sein Buch, die Schüler taten das gleiche und die Lektüre wurde fortgesetzt, ohne an den Arrest zu denken. Eine genaue Zeit hatte Dr. Petersen nicht angegeben und eine Eintragung ins Klassenbuch nicht vorgenommen. So war wieder Ruhe und Ordnung eingekehrt. Aber nach einer Viertelstunde klappte Dr. Petersen sein Buch zu, stellte sich wieder mitten vor die Klasse und sagte ganz erregt, aber jetzt mit bleichem Gesicht: „Jungs, eure Väter und Brüder stehen im Feld, sie kämpfen für euch, daß ihr einmal große starke deutsche Männer werdet. Wenn ihr jetzt schon echte deutsche Jungen seid, dann gebt mir euer Ehrenwort, daß ihr nichts von dem Spatz in der Klasse gewußt habt. Wenn ihr zum Zeichen dafür aufsteht, dann ist euch der Arrest erlassen.“ Wie auf ein Kommando schoß die ganze Klasse hoch. Dr. Petersen, sichtlich von der Wirkung seiner Worte ergriffen, sagte nur mit einem erleichternden Seufzer: „Ich hab’ es gewußt. Der Arrest ist euch erlassen. Setzt euch, wir fahren fort.“ Dann ging die Stunde weiter. Lange aber wirkte dieses Erlebnis bei Walter nach. Obwohl er immer für Streiche während dieser Zeit und in den Stunden bei Dr. Petersen zu haben war, so verurteilte er doch eines Tages die Tat eines Klassenkameraden in der Geographiestunde bei Dr. Petersen.

Der Klassenraum war so eingerichtet, daß die drei Reihen Bänke auf dem Fußboden standen, während das Pult auf einem Podest, der sogenannten Estrade, sich 20 Zentimeter höher befand. Diese Estrade war durch das vordere Stück des Raumes durchgezogen. In der Geographiestunde war die Karte von Deutschland am Kartenständer vor der Estrade stehend aufgehängt. Dr. Petersen stand vor der Karte und erklärte die Landschaft. Der Klassenkamerad hatte Tafeldienst und war zur Tafel gegangen, um sie abzuwaschen. Er hatte den Schwamm ordentlich naß gemacht und sah gerade, daß sich Dr. Petersen vor der Karte etwas neigte. In diesem Augenblick trat er hinter die Karte und drückte darüber reichend den Schwamm über Dr. Petersen's Glatze aus. Die Klasse brüllte. Dr. Petersen schnappte sich den Schüler und haute den Zeigestock auf ihm in kleine Stücke. Da er aber meist daneben schlug, wirkte selbst noch die Strafe komisch. Das war kein Streich, sondern eine bodenlose Gemeinheit. Walter und andere Kameraden schimpften den Übeltäter nachher in der Pause auch gehörig aus. Die Zeit der Streiche war damit für ihn zu Ende gegangen.

Dr. Petersen wurde dann, nach einem Jahr, krank und anschließend an eine andere Schule versetzt. Aber auch hier hat er nur noch kurze Zeit wirken können. Seine schwache gesundheitliche Konstitution, die Hungersnot und die berufliche Beanspruchung setzten bald seinem Leben ein Ende. Aber davon haben die Schüler erst viel später erfahren.

Jugendwehr

Ende 1916 wurde eine Jugendwehr ins Leben gerufen. In ihr sollte die männliche Jugend in vormilitärischen Übungen auf den Militärdienst vorbereitet werden. Jeden Mitt-



Drei Jugendwehrangehörige 1918, v. l. Wilhelm, Fritz, Walter

woch und jeden Sonntag sollten die Übungen stattfinden. Tatsächlich fanden sie am späten Nachmittag bis zum Abend des Mittwoch und am Sonntagvormittag statt. Einige Sonntagsübungen verliefen über den ganzen Tag. Die Teilnahme war freiwillig. Die Brüder Fritz und Wilhelm und ältere Kameraden von Walter waren bereits beigetreten. Aber er war noch zu jung. Das Aufnahmealter war auf 16 Jahre festgesetzt. Aber im Frühjahr 1918 gelang ihm dann endlich der Eintritt. Wie die übrigen Angehörigen erhielt er auch eine Uniform. Nun waren drei Jungen der Familie Halbsoldaten. Vater war besonders stolz, wenn er seine Söhne in Uniform sah und sie sich so stramm vor ihn hinstellten. Bei den Übungen fanden vorwiegend Märsche, Gehübungen, Geländeerkundungen, Exerzieren, Liegen, Aufstehen, Knien, Hinlegen, Robben usw. statt. An einem Holzgewehr, Modell 98, wurden die Griffe gekloppt, damit es einem beim Militär leichter fiel, sich damit abzufinden. Die Kompanie war etwa 100 Mann stark. Mit dem Ende des Krieges löste sich die Jugendwehr von selbst auf.

Kriegszeiten

Hatte der Krieg sich auch in der Schule dadurch bemerkbar gemacht, daß die Lehrer eingezogen waren und durch andere ersetzt wurden, so machte sich der Wechsel auch im Leistungsstand bei Walter bemerkbar. Dazu kamen die vielen schulfreien Tage bei Siegen, zum Sammeln von Kriegsanleihen, Altpapier, Altkleider, Altgummi, Kupfer und Messing, Lebensmittelkartenverteilen, Sammlung von Gold, Silber, Quecksilber, Leder und dergl. mehr. Die Ernährung war schlechter geworden. Kartoffelschalen waren schon fast eine Delikatesse. Das Brot war undefinierbar und rief starke Leibschmerzen hervor. Zeitweise gab es morgens Steckrüben, mittags Steckrüben, abends Steck-



Walter als Obertertianer

rüben. Hungrig war Walter immer. Wie die Eltern es geschafft haben, die zehn Kinder in dieser schweren Zeit durchzubringen, das haben sie im Drange der täglichen Hast kaum selbst erfassen können. Aber alle Momente wirkten sich auf den Leistungsstand der Schüler aus. In der Untertertia hatte Walter im Sommerzeugnis viermal „mangelhaft“. Er mußte sich sehr anstrengen. Im Weihnachtszeugnis stand nur noch zweimal „mangelhaft“ und im Osterzeugnis, zugleich Versetzung von Untertertia nach Obertertia, war kein „mangelhaft“ mehr vorhanden. Letzteres erfreute ihn und seine Eltern umsomehr, als er zu Ostern konfirmiert worden war. Zwar fiel die Konfirmation, unter Berücksichtigung der Lebensmittelknappheit, am Ende des Hungerwinters 1916/17 zu Hause dürftig aus; aber seine Mutter hatte einen Kuchen gebacken und er hatte einen neuen dunkelblauen Anzug erhalten. Als Geschenk erhielt er von Bekannten der Eltern einen gebrauchten Rodelschlitten.

Der Gesundheitszustand von Walters Vater hatte sich inzwischen soweit gebessert, daß er wieder voll tätig sein konnte. Die alten Geschäfte gingen nicht mehr. Neue Gebiete mußte er sich erschließen. Da erhielt er auf seinen Antrag eine Großhandelserlaubnis mit Lebensmitteln, Obst und Gemüse. Lebensmittel gab es nur auf Karten, sie waren rationiert. Aber mit Obst und Gemüse konnte gehandelt werden. Deshalb fuhr sein Vater in alle großen Obst- und Gemüseanbaugebiete, kaufte dort riesige Mengen auf und schickte sie in die Großstädte. Dadurch erhielt auch die eigene Familie eine Aufbesserung der Ernährungsgrundlage. Aber dann mußten zu Hause, nach Ankunft der Waggons, Walter und seine Geschwister tüchtig mithelfen. Manchmal ging es bis spät in die Nacht hinein. Trotzdem durfte der Unterricht nicht versäumt werden. Während der Spargel- und Salatzeit waren vier Waggons Spargel und Salat unter-

wegs falsch dirigiert worden. Bei der großen Hitze, die in den Tagen herrschte, war das Gemüse in den geschlossenen Waggons verdorben. Die Stadt weigerte sich, das Gemüse abzunehmen und ließ die Waggons zurückgehen. Dadurch ging weitere wertvolle Zeit verloren. Als dann die verdorbene Ware entladen werden mußte, wurde der Hof und der Garten beim Elternhaus für 4000 Mark mit Spargel und Salat gedüngt. Ein schwerer Schlag, Vater überstand ihn gut mit der Bemerkung: „Die Arbeit geht weiter.“

In der Schule verlief der Besuch in der Obertertia gut. Die Versetzung war kein Problem für Walter. Er war nun Untersekundaner. Während die Mütze der Obertertia dunkelrot mit weißgrünem Band unten war, leuchtete die neue Mütze dunkelblau mit weiß-rotem Band unten. Die Freude, daß Walter jetzt auch Untersekundaner geworden war und seinen ältesten Bruder sogar eingeholt hatte, war groß. Da auch der Krieg sich zu Deutschlands Gunsten entwickelt hatte, im März war die Westoffensive mit Erfolg gestartet und im Osten Frieden mit Rußland, sah auch Walter hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Selbst die Nahrungsmittelversorgung erfuhr eine leichte Besserung. So gut sich das Jahr 1918 aus der Sicht Walter's im ersten Teil angelassen hatte, wartete es doch mit Beginn des Sommers mit Rückschlägen auf. Die „Spanische Grippe“, eine heimtückische Krankheit, überfiel Europa und Deutschland. Walter wurde ebenfalls davon betroffen. Wochenlang lag er mit 40° Fieber und mehr zu Bett. Er konnte die Schule nicht besuchen und kam, da er erst während der Sommerferien soweit wiederhergestellt war, daß er verreisen konnte, zur Erholung zu den Großeltern nach Helsa. Die Großmutter sorgte mit ihrer ländlichen und kleinlandwirtschaftlichen Eigenversorgung für eine kräftige und gehaltvolle Ernährung. Mit Ziegenmilch und Ziegenbutter, Fleisch und frischen Kartoffeln, sowie selbstgebackenem Brot kam Walter schnell

wieder zu Kräften. Er benutzte den Aufenthalt, um Land und Leute noch besser kennenzulernen. Auf vielen Spaziergängen und Wanderungen, beim Pilzesuchen und Beeren sammeln, konnte er die Schönheiten des Kaufunger Waldes bewundern. Als die Ferien vorüber waren und er wieder nach Hause kam, war er frisch und munter. Aber die allgemeinen Aussichten, das Leben in der Heimat, hatten sich stimmungsmäßig verändert. Die erfolgreichen Offensiven der Amerikaner und Engländer im Westen, die erneute Verschlechterung der Lebensmittelversorgung, der nun schon über vier Jahre andauernde Krieg mit der ständig steigenden Zahl der Blutopfer, das wirkte bedrückend auf die Bevölkerung in der Heimat. Dennoch war von Defaitismus nichts zu merken. Dieser kam erst auf, als der amerikanische Präsident seine 14 Punkte zur Beendigung des Weltkrieges bekannt gab. In der Tat waren sie geeignet, Deutschland einen erträglichen Frieden zu geben. Die Reichsregierung erklärte sich zu Verhandlungen bereit. Die dadurch hervorgerufene Hoffnung bei unseren Soldaten auf eine baldige Heimkehr hatte zur Folge, daß die Front mehr und mehr zurückwich. Dazu kam, daß der Druck des Feindes immer größer wurde. So nahte der Abschluß des Waffenstillstandes am 11. 11. 1918 im Walde von Compiègne in Nordfrankreich. Sein Abschluß war dringend erforderlich geworden, da inzwischen in der Heimat die Revolution ausgebrochen war. Der Kaiser hatte das Reich und sein Volk verlassen und sich nach Holland abgesetzt. Friedrich Ebert und Gustav Scheidemann übernahmen die Regierung. In Essen zeigten sich die ersten Anzeichen zur Auflösung aller Bande der Ordnung. In den grauen, mit Eisen bereiften Lastwagen der Wehrmacht fuhr pausenlos Soldaten und Zivilisten mit roten Fahnen durch die Stadt. Polizei und Militär wurden entwaffnet. Die Schule hatte frei. Walter sah sich das Treiben in der Stadt an. Vor dem Hauptbahnhof stand ein großes Schild mit folgendem Vers:

„Ihr zogt einst aus für die Reaktion,
jetzt erwartet Euch die Revolution.
Es grünt und blüht Euch ein höheres Glück
in der freien Deutschen Republik.“

Einige Kinder sangen:

„O, Tannenbaum, O, Tannenbaum
der Kaiser hat in den Sack gehau'n
Er nimmt jetzt seinen Henkelmann
und fängt bei Krupp als Dreher an,
O, Tannenbaum, O, Tannenbaum,
der Kaiser hat in den Sack gehau'n.“

Sein kaisertreuer Vater war schwer getroffen. Er zog sich zurück, sprach mit niemand und legte sich zu Bett. Das mag wohl eine Woche gedauert haben, aber dann sorgte Walter's Mutter dafür, daß er zu Hause blieb und draußen nicht durch ein unbedachtes Wort schließlich von den Rowdies zusammengeschlagen wurde. Es war eine schreckliche Zeit. Sitte und Ordnung waren wie verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Der Pöbel regierte auf der Straße. Walter beobachtete dies alles sehr ernst und mit allergrößtem Interesse. Ach, wie schnell war diese Umwandlung gekommen und vollzogen. Das Bürgertum war nicht politisch geschult. Es ging nicht auf die Straße. Wo war der Kaiser? Hatte er denn keinen Eid geleistet? Diese Frage hat sich Walter oft gestellt. Als Jungmann war er auf ihn vereidigt worden. Jetzt galt das alles nicht mehr. Es dauerte danach nicht lange, da kamen auch die Truppen zurück. Wohlgeordnet, in regelmäßiger Formation, zogen die Frontsoldaten mit ihren Waffen und Geräten durch die Stadt ihren Garnisonsorten zu, wo sie entlassen wurden. Aber keine Begeisterung, kein Jubel, sondern ernst, mit düsteren Gesichtern, stand die Bevölkerung am Rande. Welch ein Gegensatz zu 1914!

Reaktion

Die große Revolution hatte auch in der Schule Einzug gehalten. Manche Unterrichtsstunde fiel aus. In einer Stunde erklärte der Oberlehrer Frin in seinem Mathematikunterricht das Wort „Reaktion“, über das so viel geredet wurde und in aller Munde war. Er gab sich Mühe, den Schülern den neuen Ausdruck während seiner Stunde klarzumachen. Als es die Schüler begriffen hatten, schellte es zur Pause. Eine Mathematikstunde war dabei herumgegangen. Alex v. Ahlen sah dies als einen so großen Vorteil an, daß er seinen Kameraden vorschlug, in der nächsten Stunde, Französisch bei Dr. Tramm, das Wort Reaktion erneut erklären zu lassen. Tatsächlich stand Alex zu Beginn der Stunde auf und bat den Herrn Oberlehrer, das Wort Reaktion der Klasse einmal erklären zu wollen. Dr. Tramm, der sich gerade gemütlich hinter dem Pult niedergelassen hatte, sah Alex ganz erstaunt an. Dann erhob er sich langsam, ging auf ihn zu, Alex saß auf der Ecke in der zweiten Bank vorn, nahm die Brille von Alex' Nase und legte sie auf die Bank. Mit einem festen Griff am Rock zog er Alex hervor und haute ihn so furchtbar zusammen, daß er aus Mund und Nase blutete. Erst danach ließ er von ihm ab. „Ich werde dir helfen, deinen Lehrer zu vernatzen. Oberlehrer Frin hat gerade gesagt, daß er seine Mathematikstunde dafür geopfert habe. Setz dich!“ Das waren die letzten Prügel, die Walter auf der höheren Schule erlebte, fast am Ende der Untersekunda. Das war auch Reaktion.

Rückkehr zur Normalschule

Anfang 1919 stellte sich eine Anzahl neuer Oberlehrer vor. Die heimgekehrten Oberlehrer lösten schnell alle Hilfslehrer ab, die während des Krieges und bis zu diesem Zeit-

punkt danach als Ersatzkräfte den Unterricht in den verschiedenen Fächern fortsetzten. Es waren Pfarrer, Kapläne, Vikare, Rektoren, Hauptlehrer usw.; sie alle hatten oft unter schwierigsten Verhältnissen ihren Dienst verrichtet. Das war nun vorbei. Der Stundenplan war wieder normal und wurde genau eingehalten. Keine ausgefallene Stunde mehr wegen Lehrermangels. Keine Sammelaktionen mehr, keine besonderen Vorkommnisse. Damit zog eine große Ruhe in den gesamten Schulbetrieb ein. Es konnte endlich wieder ernst und gründlich gearbeitet werden. Walter und seine Kameraden begrüßten die Veränderung und arbeiteten kräftig mit. Die Versetzung in die Obersekunda war daher sicher.

Mit der Versetzung von der Untersekunda zur Obersekunda erhielt man zugleich die wissenschaftliche Befähigung zum einjährigen freiwilligen Dienst, das sogenannte „Einjährige“, ein Begriff, der in der Vorstellung für das spätere Fortkommen des Schülers bei seinen Eltern eine große Rolle spielte. Dabei war es durch den verlorenen Krieg und die Auflösung der Wehrmacht vollkommen illusorisch geworden. Aber noch viele Jahre später sprach man vom „Einjährigen“ und meinte damit die Versetzung von der Untersekunda zur Obersekunda. Als Obersekundaner erhielt Walter eine wunderschöne Mütze. Sie bestand aus violetter Seide mit einem schwarz-weißen Streifen am unteren Rande. Eine schwarz-weiße Kordel an der Grenze zwischen dem Streifen und der violetten Seide bedeutete, daß der Schüler das „Einjährige“ besaß. Von nun an waren sie erwachsen. Obersekundaner wurden mit „Sie“ angesprochen. Das hatte zur Folge, daß einige Kameraden nunmehr lange Hosen trugen. Auch Walter erhielt den ersten Anzug mit langen Hosen. Er war aber als Sonntagsanzug bestimmt. Alltags trug er kurze Hosen und lange, schwarze Strümpfe. Die Obersekunda hatte auch, ebenso wie die Unterprima und die Oberprima die Erlaubnis erhalten, einmal in der

Woche, samstags, im Casino der Zeche Zollverein, sich zu einem Glas Bier zu versammeln, um die Kameradschaft der Klasse zu festigen. Diese Neuerung war von dem neuen Direktor Dr. Becker eingeführt worden. Er war ebenfalls aus dem Felde zurückgekehrt und an die Schule versetzt worden. Der erste Direktor, Dr. Heinrichs, war als Hauptmann gleich in der ersten Woche des Krieges beim Sturm auf Lüttich (6. August 1914) gefallen. Seit diesem Tage hatte die Schule auf diesem Posten nur Stellvertreter. Aber jetzt gab es, nach fast fünf Jahren, wieder einen Direktor. Er führte sich nicht nur mit dieser Erlaubnis bei den Schülern gut ein, sondern hatte auch manche Änderung zusätzlich geschaffen. Sein großes Verständnis für die Jugend machte ihn schon bald sehr beliebt bei den Schülern.

Stromerzeugung.

Im Oktober 1919 hatten Wilhelm und Walter ungefähr zur gleichen Zeit Urlaub vom Militär. Alle drei Brüder waren daher zu Hause zusammen. Dabei berieten sie darüber, wie man billig Strom erzeugen könne, damit die 2. Etage, wo die Schlafzimmer sich befanden, endlich elektrisch beleuchtet werden könnte. Während des Krieges hatten sie schon mit einer Serie von galvanischen Elementen das eigene Schlaf- und Arbeitszimmer, sowie das Elternschlafzimmer, mit elektrischem Licht versorgt. Aber jetzt gab es kein Zink, kein Kupfer usw.. Die Elemente waren unbrauchbar geworden und konnten nicht erneuert werden. Deshalb kam man auf die alte Dynamomaschine zurück, die vorwiegend von Wilhelm, genau nach einer Anweisung, gebaut wurde, aber keinen Strom erzeugte. Für die schon beachtliche Größe der Maschine fehlte auch ein richtiger Motor. Eine selbst gebastelte Dampfmaschine, aufgebaut in der Veranda, mit Kesselanlage und Kohlenfeuerung im Kel-

ler, war zu schwach für den Antrieb. Deshalb kam man auf den Gedanken, auf dem Dach einen Windmotor aufzustellen. Anlaß dazu war der Fund von alten Dachrinnen, die als Blech platt ausgeklopft wurden und an starken Holzplatten die Flügel des Rotors ergeben sollten. Nach vielen Arbeiten waren bald alle Materialien für den Aufbau auf dem Dach des dreigeschossigen Hauses zusammen und die Arbeit konnte beginnen. Die Basisbalken waren durch die Dachbalken hindurch mit langen Schrauben gut befestigt. Der Rotor war an der Kreuzkopfgabel eines alten Maschinenkolben aufgesteckt und durch Stahlscheiben und Schrauben so gehalten, daß er sich nicht lockern konnte. Als Bremsscheibe diente die Felge eines Rades, die einem alten Fahrrad entstammte, auf einer starken Holzscheibe aufgezogen und verschraubt zusammen eine Einheit bildete. Ein zwei Meter langer Balken als Hebel, am Ende mit mehreren Ziegelsteinen belastet, war die Bremse. Eine weitere Fahrradfelge bildete die Laufrille, in der das Seil lief, das zur Dynamomaschine führte. Diese war auf dem Speicher aufgebaut. Nachdem alle Arbeiten beendet waren, konnte man mit der erbauten Anlage recht zufrieden sein. Der Windmotor entwickelte ausreichend Kraft und trieb den Dynamo genügend schnell an. Aber die Stromerzeugung war sehr gering. Nur eine einzige 4-Volt-Glühbirne leuchtete schwach auf. Alle Versuche, die Stromerzeugung zu erhöhen, scheiterten. Man dachte daher schon daran, die gesamte Anlage wieder abzubauen. Da kam in einer Nacht Sturm auf. Der Druck auf die Flügel des Windmotors war so groß, daß sich der Rotor trotz der Bremsung in Bewegung setzte, die große Bremsscheibe zerbrach auf der Achse und das Windrad geriet schließlich in so rasende Umdrehungen, daß es sich wie eine Scheibe gegen den Sturm stellte. Dabei müssen sich die einzelnen Flügel zurückgebogen haben und am Lagerbock angeschlagen sein. Ein Flügel nach dem anderen brach ab und wurde weit entfernt vom

Haus durch den Sturm in die Umgebung getragen, wo dann am anderen Morgen die Bruchstücke eingesammelt werden mußten. Auf dem Dach war nur ein Rudiment von der Anlage erhalten geblieben. Das Dach selbst hatte keinen Schaden genommen. Der Rest wurde dann abgebaut, die Löcher im Dach verschlossen und die Dynamomaschine verschrottet. Die Erzeugung von elektrischem Strom war gescheitert.

Militärzeit

Für Walter war an einem Schultag Anfang Mai 1919 der Besuch eines Offiziers der neuen Reichswehr ein besonderes Erlebnis. Hauptmann Fricke, so hieß er, hatte die drei oberen Klassen in die Aula bitten lassen, um ihnen einen Vortrag über den Aufbau der neuen Reichswehr und deren Aufgaben zu halten. Er führte aus, daß Bewährtes erhalten bleiben müsse, daß aber dem Söldnerheer von 100 000 Mann nur junge Leute dienen sollten, die mit Lust und Liebe Soldat seien. Für die Schüler der höheren Schule habe der Kultusminister des Landes Preußen am 19. 4. 1919 einen Erlaß herausgegeben, daß diejenigen Schüler, die sich freiwillig melden und angenommen werden, trotz des Fehlens in der Schule zu Ostern in die nächste Klasse versetzt würden und Oberprimaner ein erleichtertes Abitur ablegen könnten. Es war ein Vortrag, für den Walter sich sehr stark interessierte, aber er war erst sechzehn Jahre alt. Einige Tage später mußte die Oberprima aufgelöst werden, da alle achtzehn Schüler zur Reichswehr gingen. In der Unterprima hatten sich nur die siebzehn Jahre alten Schüler, darunter auch Walter's älterer Bruder Wilhelm, im ganzen acht, zum Militärdienst gemeldet. In Walter's Obersekunda war es nur ein einziger, da die übrigen noch zu jung waren. Mit Bedauern sah man, sowohl von der Direktion der Schule,

wie auch von den Schülern, die Kameraden scheiden. Zu gern wären die drei Oberklassen zusammen zur Wehrmacht gegangen, wo in den Bereichen Heer und Marine genügend Stellen frei waren. Aber wegen des Altersunterschiedes war das nicht möglich. In der Obersekunda ging der Schulunterricht wie gewohnt weiter. Lehrer, bei denen die Schüler Streiche machten oder glaubten es zu können, gab es nicht. Es wurde eisern gearbeitet. Am Samstagabend traf man sich im Casino Zollverein zu dem erlaubten Biergenuß, aber dabei fehlten immer einige Kameraden. Das Bier war eine gelbe Brühe, die noch stark nach Ersatz aussah und schlecht schmeckte. Alkohol enthielt es kaum. Doch bei den Abenden war es trotz des schlechten Bieres immer sehr nett. Manchmal kam auch ein Schüler der Unterprima. Da wurden Karten verlesen, die Kameraden aus den verschiedensten Standorten der Truppenteile an ihre Eltern oder Geschwister geschrieben hatten. Und jede Nachricht erweckte Neid auf die Schüler, die schon dabei sein konnten. Am 21. Juni erschien bei dem Kameradschaftsabend Karl-Heinz Schmidt, Sohn des Konsumverwalters, in Uniform auf Wochenendurlaub. Er war in Sennelager bei Paderborn stationiert, bei der 1. Ersatzkompanie des Reichsweherschützenregiments Nr. 13. Schmuck sah er aus, so wie er vor ihnen stand. Grauer Rock mit roten Aufschlägen an Kragen und Ärmeln, graue Hose und schwarze Stiefel. Als er die Hacken zusammenklappte und „Guten Abend, Kameraden“ sagte, da standen alle auf und begrüßten ihn herzlich. Walter war begeistert. Und interessant, was er vom Militärdienst erzählte, ein Tag schöner als der andere und dann seine Aufforderung doch auch zu kommen, zu seiner Kompanie, da stand bei Walter der Entschluß fest, Soldat zu werden und zwar sofort.

Am anderen Morgen teilte Walter seiner Mutter den Entschluß mit, die „Penne“ zu verlassen und zum Militär zu gehen. Er erzählte die Einzelheiten vom Kameradschafts-

abend und bat die Mutter, mit dem Vater zu sprechen. Sie sagte, sie sei einverstanden mit seinem Entschluß, aber hatte Zweifel, ob er wegen seines jugendlichen Alters überhaupt genommen würde. Die Stunden wollten nicht vergehen. Endlich, um 12.00 Uhr sagte ihm der Vater: „Du willst Soldat werden bei einer Regierung, die den Kaiser abgesetzt hat, kommt überhaupt nicht in Frage.“ „Vater, du hast aber Wilhelm Soldat werden lassen. Laß mich auch gehen.“ „Nein, das kommt nicht in Frage.“ Damit war sein Traum ausgeträumt. Er ging zur Mutter und erzählte ihr von der Ablehnung seines Vaters. Die Mutter konnte ihn nur auf den Abend vertrösten, da sie im Laufe des Nachmittags noch einmal mit dem Vater sprechen wolle. Qualvolle Stunden vergingen bis zum Abend. Endlich, nach dem Abendessen, gab der Vater auch seine Einwilligung. Am anderen Morgen ging Walter zum Direktor und teilte ihm seinen Entschluß mit, auf Grund des Erlasses des Kultusministers Soldat zu werden. „Na, ob das bei Ihrem Alter reicht? Ich wünsche Ihnen viel Glück und erteile meine Genehmigung dazu.“ In der Pause verabschiedete Walter sich von seinen Lehrern und Kameraden. Auf dem Wege nach Hause überlegte er die Vorbereitungen und dachte an die Blamage, wenn er nicht angenommen werden würde und wieder zur Schule müßte. Die Vorbereitungen begannen. Ein Persilkarton enthielt die notwendigste Wäsche und Dinge, die man bis zur Einkleidung braucht und einige Butterbrote. Vom Bahnhof Katernberg-Süd ging morgens kurz nach 4 Uhr ein Zug nach Münster, der dort gegen 1/2 8 Uhr ankam. Um 8 Uhr wollte Walter zur ersten Annahme-Untersuchung in der Aegidii-Kaserne im Block I sein. Alles klappte wie vorgesehen. Pünktlich um 8 Uhr war Walter in der Aegidii-Kaserne, Block I. Er klopfte bei der Sekretärin der Annahmestelle an, die ihn gleich in das Untersuchungszimmer führte. Nach kurzer Begrüßung durch den Arzt mußte sich Walter entkleiden und wurde gründlich

untersucht. „Kerngesund, wir werden Sie nehmen. Haben Sie Ihre Papiere bei sich?“ Walter reichte sein Schulzeugnis die Bescheinigung der Eltern, der Schule und seinen Geburtsschein dem Arzt. Dieser sah erst zum Schluß den Geburtsschein und wollte gerade die Papiere zurückreichen, da entdeckte er das Geburtsjahr 1903. „Nein, wir sind doch keine Baby-Armee. Sie müssen zurück zur Schule; kommen Sie im nächsten Jahr wieder.“ Walter war zutiefst erschüttert. Sehr belämmert verließ er die Annahmestelle. Nun war das eingetreten, woran er wohl gedacht hatte. Aber während er auf den langen Flur trat, kam ihm ein Gedanke. Würde er den Geburtsschein nur ein wenig ändern und aus der 3 eine 2 machen, dann müßte doch alles in Ordnung sein. So noch in Gedanken, sah er am Ende des Flurs einen Soldaten den Flur kehren. Er ging zu ihm hin und fragte ihn, ob noch irgendwo eine andere Untersuchung stattfände. „Ja, um 11 Uhr in Block III.“ „Ist da derselbe Arzt?“ „Nein, ein anderer.“ Also stand Walters Vorhaben fest, ohne daran zu denken, daß er damit eine Urkundenfälschung beging. Er ging zum nächsten Postamt, wo Federhalter und Tinte bereit lagen und änderte kunstvoll die 3 in eine 2 um, ohne nicht vorher auf einem Blatt Papier geübt zu haben. Es war, seiner Ansicht nach, wirklich gut gelungen. Wohlgemut traf er um 11.00 Uhr auf der Annahmestelle in Block III der Kaserne ein. Der Arzt war sehr freundlich, begrüßte Walter als den ersten Freiwilligen der Woche und bat ihn, sich zu entkleiden. Die Untersuchung ergab, wie um 8.00 Uhr, „kerngesund“. Walter reichte seine Papiere hin, wieder den Geburtsschein zuletzt. Der Arzt bemerkte die Änderung nicht und gab sie ihm zurück. Dann stand er auf, gratulierte ihm zum neuen Reichwehrsoldaten und schickte ihn zu einem Personalbüro. Hier erhielt er eine weitere Bescheinigung zur Sammelstelle, wo er verpflegt und anschließend ins Sennelager mit 8 weiteren Kameraden verbracht wurde. Ein

Vizefeldwebel nahm die neun Soldaten in Empfang, geleitete sie in einen großen Saal, wo 20 Betten drin standen. Jedem wies er ein Bett an, sagte den übrigen Kameraden, sie möchten die neuen über die weiteren Vorgänge aufklären. Nachdem Walter von seinem Bett Besitz ergriffen, den Persilkarton mit seinen Habseligkeiten ausgepackt hatte, fragte er seinen Betreuer, was sie denn so als Soldaten machten.

„Essen, Trinken, schlafen gehen,
Pissen, Kacken, aufstehen.“

Das kam wie aus der Pistole geschossen und verwirrte ihn sehr. Einmal war es nicht das, was ihn interessierte und zum anderen war die Sprache der Gosse, heute würde man Fäkalien-sprache sagen, ihm völlig fremd. In seinem Elternhaus gab es diese Ausdrücke nicht und auch während der Schulzeit waren sie nicht gebräuchlich. Er brauchte daher etwas Zeit, bis er das geschluckt hatte. Dann fing aber der andere von selbst an, über die weiteren Dinge, die auf ihn zukamen, zu erzählen. Am selben Tage würde sich, außer dem Abendessen in der Kantine, nichts mehr abspielen. Am anderen Morgen sei um 5.00 Uhr Wecken usw. und um 8.00 Uhr gehe es zur Kammer, um eingekleidet zu werden. Dort würden die zivilen Sachen bleiben. Danach setze dann der normale Dienstplan ein. Tatsächlich verlief der folgende Tag wie angekündigt. Walter erhielt schwarze Knobelbecher, wollene Strümpfe, wollene Unterwäsche, feldgraue Hose und Rock, Halsbinde und ein Krätzchen mit schwarz-weiß-roter Kokarde. Die Sachen paßten einigermaßen. Auf der Waffenkammer bekam er ein Gewehr 98 und ein Koppel mit je zwei Patronentaschen links und rechts, sowie Haltevorrichtung mit Seitengewehr. So traten sie nach dem Mittagessen wieder an. Dabei stellte sich der Feldwebel vor und verlas die Namen. Die neuen Soldaten erhielten eine Bescheinigung, die sie noch zu unterschreiben hätten.

Walter befürchtete schon, daß seine Fälschung aufgefallen war. Aber als er die Bescheinigung erhielt, erkannte er, daß es der Verpflichtungsschein war, den er zu unterschreiben hatte. Der Kompanieschreiber hatte schon alles ausgefüllt, Geburtsjahr 1902. Nun war er erst richtig Soldat. Die Verpflichtung galt für 6 Monate, bei automatischer Verlängerung um weitere drei Monate. Wenn diese beiden Zeiträume abgelaufen waren, dann war die Obersekunda vorbei und er war mit Sicherheit in die Unterprima versetzt. Dabei hatte er wohl nicht bedacht, daß ihm später der Lehrstoff fast eines ganzen Jahres fehlen würde. Aber das spielte auch keine Rolle. Hauptsache für ihn war, er war Soldat. Der Dienst war nicht sehr anstrengend, aber die Märsche durch den Sennesand bereiteten schon einige Mühen. Dennoch machte es ihm Spaß. Nur sieben Tage war er dort, da wurde die Ersatzkompanie mit ihrem gesamten Bestand von 35 Mann nach Schloß Cappenberg bei Lünen im Ruhrgebiet verlegt, weil dort Unruhen ausgebrochen waren. Hier traf Walter in seinem Quartier im Schützenhof Karl-Heinz Schmidt wieder, der hierhin mit einer Abteilung der 2. Kompanie aus dem gleichen Grunde abkommandiert war. Die Kameraden von der Ersatzkompanie wurden in die 2. Kompanie überführt, so daß Walter nun auch ein richtiger aktiver Soldat war. Mit Karl-Heinz verband ihn bald eine gute Freundschaft. Nach dem Dienst, der hart und streng war, gingen sie viel spazieren. So lernten sie die herrliche Umgebung von Cappenberg kennen. Fast täglich war bei den Übungen auch Schießen. Oft waren es nur Platzpatronen, aber auch im Schützenstand Scharfschießen. Es war für Walter schon schwer, das Gewehr zu halten und damit stehend freihändig zu schießen. Er strengte sich sehr an. Wegen der Unruhen in Lünen und im Zusammenhang mit dem Herumstreichen der Rebellen in den Waldungen, war jeder, ein über den anderen Tag, auf Nachtdienst eingeteilt. In einer Nacht, zwischen 1 und 3 Uhr, gab

Walter den ersten scharfen Schuß auf einen Menschen ab. Er hatte deutlich einen Mann am Waldrand sich nähern sehen und rief ihn dreimal an, er solle stehen bleiben. Er kam aber trotzdem näher. Als Walter den Sicherungsflügel herumklappte, das mußte er wohl gehört haben, lief er fort. Auf weitere Anrufe reagierte er nicht. Walter gab einen Schuß hinter ihm her, hat ihn aber nicht getroffen. Die Unruhen gingen nun, dank der Anwesenheit des Militärs, andere Gruppen wurden in Lünen eingesetzt, bald zu Ende, so daß die Kompanie in ihre endgültige Garnison Münster i. W. abrücken konnte. Dort angekommen, wurde die Kompanie von einer Militärkapelle des Bataillons abgeholt. Mit Musik ging es vom Hauptbahnhof zur Kürassierkaserne in der Nienbergerstraße. Am darauf folgenden Tag war im Elternhaus in Stoppenberg die Hochzeit von Walters ältester Schwester Käthe. Aber erst gegen 17.00 Uhr hatte Walter seinen Sonntagsurlaubsschein und konnte sich auf der Kammer eine Ausgehuniform abholen. Die gleiche schöne Uniform, wie sie Karl-Heinz Schmidt trug. Zwar war sie ein wenig zu groß, aber das machte nichts, wenn er nur noch rechtzeitig nach Hause kam, um sich allen zeigen zu können. Gegen 21.30 Uhr war er zu Hause und wurde von allen bestaunt. Das war eine Überraschung. Vom Hochzeitsessen war nichts mehr übrig. Es war auch nicht sehr üppig, da zur Zeit nach dem Waffenstillstand und während der Blockade und dem kürzlich erfolgten Friedensschluß von Versailles alle Lebensmittel noch sehr knapp waren. Als Besonderheit gab es Brötchen aus weißem Mehl. Vater hatte es auf Schleichwegen für teures Geld erhalten. Ein halbes Brötchen war noch für Walter da, auch ein Stück Rübenkrautkuchen. Doch das Essen war für ihn nicht wichtig. Er fühlte sich so wohl als einziger Soldat und war doch noch so jung. Ein kleiner Gernegroß.

Der soldatische Dienst begann zunächst in der Kaserne recht gelockert. Die Soldaten mußten sich erst einge-



Walter als Soldat

wöhnen und mit dem militärischen Leben vertraut machen. Dann aber wurde es von Woche zu Woche anstrengender und strammer. Um 5.00 Uhr war Wecken. Danach Kaffeetrinken und Antreten. Auf der Dienstaffel war der Ablauf des Tages mit Kreide angeschrieben. Erst gegen 18.30 und 19.00 Uhr endete der Dienst. Walter machte es viel Freude, Soldat zu sein. Er empfand das Zusammensein in einer so großen Kameradschaft als recht angenehm. Mit neun Kameraden lebte er zusammen auf der Stube 57 im Block 2. Es war eine nette Gesellschaft da zusammen. Aber er war der einzige höhere Schüler auf der Stube. In der Kompanie waren aber noch drei andere aus Hagen. Mit ihnen kam er kaum zusammen. Nach acht Wochen wurde für das Baltikum-Korps geworben. Es sollten sich Freiwillige für den Schutz des Baltikums gegen die Rote Armée melden. Diejenigen unter 21 Jahren, die Interesse daran hätten, sollten Sonderurlaub erhalten, um die Erlaubnis von den Eltern oder Vormunden schriftlich einzuholen. Walter erhielt Wochenendurlaub und fuhr nach Hause. Als er seinem Vater davon erzählte, gab es eine ganz klare Absage. Jedoch war ein Tag Urlaub in der Heimat gewonnen. Der Dienst verlief mit einer solch gleichmäßigen Gestaltung, daß er bei den Wiederholungen langweilig wirkte. Aber dann kamen Ausmärsche, Scharfschießen, Feldübungen, kriegsmäßiger Einsatz usw. Besonders beliebt waren die gemeinsamen Übungen des Bataillons. Zum Schluß der Übung holte die Militärkapelle das Bataillon ab, und mit Musik ging es durch Münster zur Kaserne. Walter war inzwischen nicht nur am Gewehr 98 und am Karabiner 98 ausgebildet worden. Sowohl das schwere Maschinengewehr wie auch das leichte LMG 08/15 hatte er gründlich kennengelernt. Er war der Schütze des LMG. Sowohl mit dem SMG als auch mit dem LMG gab es viel Ärger, wenn damit in der Reitbahn geübt werden mußte. Stundenlang saßen er und seine Kameraden dann bei der Reinigung, um den

Sand aus den einzelnen Teilen zu entfernen. Das Bataillon war inzwischen Traditionsbataillon des Westfälischen Kürassierregiments von Driesen Nr. 4 geworden. Entsprechend hießen die Kompanien jetzt Eskadron oder Schwadron. Ein weißer Streifen in den roten Ärmelaufsätzen sollte an den weißen Rock (Koller) der 4. Kürassiere erinnern. Die erste Schwadron wurde beritten. Wer wollte, konnte sich zur berittenen Schwadron melden. Aber von Walter's Schwadron ging niemand hin. Am 26. Januar 1920 hieß es beim Abendappell: Morgen früh Ausgehanzug anziehen, Stahlhelm und Koppel umgeschnallt, ohne Gewehr, um 9.15 Uhr antreten. Keiner wußte, was das bedeuten sollte. Am anderen Morgen marschierte die Schwadron, ebenso wie die anderen, in die Stadt hinein. Sie wurden in die Garnisonkirche geführt, wo ein Gottesdienst zu Kaisers Geburtstag (27. Januar) abgehalten wurde. Das rief bei den Soldaten allgemeines Erstaunen hervor, da das Deutsche Reich seit eineinviertel Jahr Republik war. Die Soldaten, auch Walter, waren auf die Republik vereidigt worden.

Ein wunderschöner Vorfrühling begann im Februar 1920, der bis weit in den April anhielt. Es war eine wirklich große Lust, draußen im Freien Soldat zu sein. Die jungen Offiziere, meist Adelige, waren prächtige Kameraden. Sie hatten ein herzliches, verbindliches Verhältnis zu den Soldaten. Was sie nicht selbst beim Üben vormachen konnten, brauchten die Soldaten gar nicht zu versuchen. Und gerade während dieser Vorfrühlingswochen kamen sich Offizier und Mann, aber auch die Unteroffiziere, näher. Das alles wurde jäh unterbrochen durch den Kapp-Putsch. Der größte Teil der aus dem Baltikum zurückgezogenen Truppen unter Führung des Generals Freiherr v. Lüttwitz und W. Kapp versuchten die Reichsregierung zu stürzen. Diese setzte sich nach Dresden ab. Der Generalstreik folgte, die Beamtenschaft, die Parteien und die Reichswehr lehnten den Putsch ab. Eine entsprechende Bekannt-

machung, daß das Kürassierbataillon auf dem Boden der Verfassung stehe und für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung eintrete, hatte der Kommandeur, Major v. Platen, überall in der Stadt anschlagen lassen. Walter war um 13.00 Uhr von „Wache“ gekommen. Er hatte sich hingelegt, da er nachmittags frei hatte. Kaum war er eingeschlafen, da hieß es: „Raustreten, mit allen Waffen und Munition, sowie Stahlhelm.“ Da nur die Hälfte der Schwadron anwesend war, die andere Hälfte war auf Wache, standen nur etwa 60 Mann angetreten. Feldwebel Schewe hielt eine Ansprache und erklärte, daß zwei Waggons Munition für das Bataillon auf dem Güterbahnhof stünden und diese ins Ruhrgebiet an die Rote Armee weitergeleitet werden sollten. Der Befehl laute, auf jeden Fall zu verhindern, daß dies geschehe. Es ging dann in Marschkolonne aus der Kaserne der Stadt zu. Walter in der ersten Reihe, das LMG auf der Schulter, die anderen Kameraden mit den Karabinern, Munition und Handgranaten, so marschierten sie der Innenstadt zu. Da sie über den Prinzipalmarkt mußten, trafen sie hier auf die nach vielen Hunderten zählende Menschenmenge, die gegen den Putsch demonstrierte. Nur widerwillig machte sie Platz. Rufe wie Bluthunde, Noske-Hunde usw. schallten den Soldaten entgegen. Aber sie ließen die Truppe durch. So kam der Trupp schließlich am Güterbahnhof an. Er marschierte noch die lange Rampe hoch, da sieht der Vizefeldwebel Ludwig, wie eine Lokomotive sich gerade zwei Waggons nähert, um sie anzukoppeln und offenbar abzuholen. Sofort springt er, mit entsicherter Pistole, auf die Lokomotive und läßt sie stoppen. Der Lokomotivführer und sein Heizer müssen die Lokomotive verlassen und sich vorläufig beim Trupp aufhalten. Tatsächlich erzählten beide, daß die Munition nach Hilstrup gebracht werden sollte. Hilstrup war Übergangsstation in das von der Roten Armee besetzte Ruhrgebiet. Die Munition war sichergestellt. Lokführer und

Heizer durften nach etwa einer Stunde nach Hause gehen. Die Soldaten des Einsatztrupps standen seit 1/2 drei Uhr auf der Rampe. Inzwischen war es 17.30 Uhr geworden. In den drei Stunden hatte sich nichts mehr gerührt. Die Waggon und die Lokomotive standen unberührt noch an ihren Plätzen. Unter diesem Eindruck sagte der Feldwebel Schewe: „Wir rücken ab. Semmler, Schnettler, Vels und Becker übernehmen unter dem Kommando von Semmler die Sicherung. Sie bleiben so lange hier, bis Sie abgelöst werden.“ Walter mußte das LMG abgeben, erhielt 75 Schuß Munition, vier Handgranaten und einen Karabiner. Die anderen formierten sich zum Abmarsch. Sie zogen aber nicht über den Prinzipalmarkt, sondern auf Nebenwegen zur Kaserne. Zurück blieben die vier Soldaten des ersten Gliedes. Drei davon waren höhere Schüler. Einsam und verlassen kamen sie sich vor. Wie lange noch mußten sie hier aushalten? Wer verpflegt sie? Wann werden sie abgelöst? Damit beschäftigten sich die vier. Eine richtige Antwort konnte keiner geben. Die Waggon und die Lokomotive rührten sich nicht. Ach, war das jetzt langweilig. Na endlich, da kommt ein Bahnpolizist! Was will der denn? Der ist ja so aufgeregt! Als er pustend und fauchend vor den vieren stand, konnte er vor Aufregung kaum sprechen. Dann aber: „Kameraden, ich war vier Jahre im Krieg, ich bin schwer verwundet. Glaubt mir, ich weiß, wie man sein Leben liebt.“ Walter fragt: „Was hat das hier zu sagen?“ „Seht mal hierunter, da kommen die Massen vom Prinzipalmarkt, denen ist gesagt worden, daß Ihr die Munition beschlagnahmt habt, um v. Lüttwitz und Kapp zu schützen und sie gegen die Arbeiter zu verwenden.“ Tatsächlich, am Anfang der Rampenanfuhr kamen die Menschen an. „Zieht Euch zurück, die haben Euch noch gar nicht gesehen.“ Eine kurze Beratung unter den Vieren folgte. Erleichtert atmete der Bahnpolizist auf, als Walter ihm den Beschluß mitteilte. Er wies dann noch

auf einen Durchgang des Zaunes etwas weiter rückwärts hin und die vier Soldaten verließen das Gelände, nicht aber ohne noch hinter dem Zaun zu warten, um die weiteren Ereignisse aus sicherer Entfernung zu beobachten. Es war eine große Menschenmenge, die da hinaufströmte. Aber als sie bei dem Bahnpolizisten ankam, erklärte dieser offenbar, daß alles in Ordnung und kein Soldat auf dem Bahnhofsgelände sei. So schnell wie die Massen gekommen waren, ebenso schnell gingen sie auch wieder fort. Walter und seine Kameraden zogen beruhigt weiter der Kaserne zu. Hier angekommen, war der Rest der Schwadron zum Abendappell angetreten. Feldwebel Schewe stand vor der Kompanie. Walter meldete ihm die Rückkehr der vier und was vorgefallen war. „Seht Euch diese Feiglinge an. Die haben die Hosen gestrichen voll. Ein paar Zivilisten haben sie verjagt. Den Befehl nicht befolgt. Das gibt ein Nachspiel. Eintreten.“ Walter wollte vor Scham in den Boden versinken. Die drei übrigen Kameraden ebenfalls. Und er hatte es doch so gut gemeint. Nach dem Appell kamen die anderen Kameraden und sprachen ihm gut zu. Das Abendessen wollte ihm nicht schmecken und so ging er früh ins Bett, um das Ereignis vergessen zu können. Der Schlaf wollte und wollte nicht kommen. Zu tief war er in seiner Ehre getroffen. Immer bedrückte ihn der Gedanke, was wäre passiert, wenn er und seine Kameraden auf die Menschen geschossen hätten. Sie waren nicht bewaffnet. So kam er nur zu einem ganz leichten Schlaf. Gegen zwölf Uhr nachts steht der Unteroffizier Schröder plötzlich vor seinem Bett. „Semmler, stehen Sie sofort auf. Wir beide müssen den Rittmeister suchen, der ist seit heute Nachmittag noch im Hauptbahnhof und verhandelt wegen der Munition. Haben Sie zivile Kleidung?“ „Nein, hier nicht.“ „Dann drehen Sie sich ein rotes Tuch um den Hals, nehmen Sie die Achselstücke von Ihrem Mantel und von mir bekommen Sie eine Schlägermütze.“ So gingen nun der

Unteroffizier Schröder und der Kürassier Semmler in Zivil getarnt zum Hauptbahnhof in Münster. Kurz vor 1 Uhr trafen sie dort ein. Die Halle war voll von Menschen und überall diskutierten die Menschen über die Putschisten, den Putsch, die Reichswehr, die Munition, die Rote Armee usw. Walter versuchte immer wieder sich zu den Gruppen zu stellen, um etwas über den Rittmeister zu erfahren. Aber davon war nirgendwo die Rede. Gegen drei Uhr hatte er sich in eine Gruppe hineingearbeitet, in der auch ein Bahnpolizist sich befand. Bald stand er ihm gegenüber und erkannte in ihm denselben vom Nachmittag. Es dauerte nicht lange, da erzählte er von dem Großgrundbesitzer Graf vom Brühl, Rittmeister, der den Hauptbahnhof erobern wollte und den Vorsteher zur Kapitulation aufgefordert hätte. Doch nach fünf Stunden Verhandlungen sei der Herr Rittmeister nach Hause gegangen. Das war für Walter die wichtigste Nachricht. Dann hörte er ihn noch von der bewaffneten Aktion der Soldaten sprechen und machte sich auf den Heimweg. Kurz vor vier Uhr war er in der Kaserne. Er legte sich auf's Bett und schlief sofort ein. Um 5.00 Uhr war Wecken. Der normale Dienstag begann. Kurz nach acht Uhr, bei den Übungen in der Reitbahn, hieß es auf einmal: „Semmler, sofort zum Rittmeister kommen.“ Walter ging los, nicht ohne einige entsprechende Worte von den Kameraden mitzubekommen. Der Rittmeister stand im Kasernenhof vor dem Block 2. Bei ihm waren der Leutnant Freiherr von Kleinsorge, der Fähnrich Freiherr von Fürstenberg, der Leutnant Baron v. Ledebour und der Feldwebel Schewe, sowie Unteroffizier Schröder. Walter meldete sich zur Stelle. „Semmler, erzählen Sie einmal genau, was sich gestern Nachmittag ereignet hat und dann erst, was Sie nachts ausgekundschaftet haben. Unteroffizier Schröder hat mir seinen Teil bereits berichtet.“ Walter erzählte wahrheitsgemäß, wie sich alles abgespielt hatte. „Das haben Sie aber gut

gemacht, daß Sie sich mit den Kameraden zurückgezogen haben. Mein Gott, man könne sich gar nicht vorstellen, was das für ein Blutbad hätte werden können. Ich werde Ihnen das nicht vergessen.“ Walter war rehabilitiert. Innerlich tief befriedigt stand er da. Feldwebel Schewe sah ihn groß an und sagte dann: „Herr Rittmeister, unsereins hätte ja auch nicht anders gehandelt.“ Das nahmen aber der Rittmeister und die anderen Offiziere nur am Rande zur Kenntnis. Walter mußte dann noch über seine Nachforschungen während der Nacht berichten. Der Rittmeister war damit zufrieden und dankte ihm für seinen Einsatz. Feldwebel Schewe machte beim Abendappell die Schwadron darauf aufmerksam, daß der Kürassier Semmler wegen seines Verhaltens am gestrigen Tage ein Lob vom Rittmeister erhalten habe, das auch für die übrigen drei Kameraden gelte.

Die ruhigen Tage des schönen Soldatseins waren endgültig vorbei. Einige Tage später hatte die Schwadron einen Zug abzustellen für einen Munitionstransport. Insgesamt waren es 38 Mann. Walter war auch darunter. Auf 12 eisenbereiften Lastwagen waren sie verteilt. Die Fahrt ging von Münster nach Meppen. Hier mußte vorwiegend Artilleriemunition geladen werden. Als die Wagen am anderen Tag beladen waren, wurde in Dingden in Privatquartieren übernachtet. Hier war die Furcht groß, daß die Rote Armee, die vor Wesel lag und es schwer bedrängte, weiter nach Norden vorstoßen könnte. Die Aufnahme war daher überall herzlich und gut. Bei der Abfahrt brachte man Gewehre, Munition, Zigaretten usw. Kurz vor Bocholt, am Eisenbahnübergang, müssen die zwölf Lastwagen halten. Ein kleiner offener Personenwagen, mit drei Männern besetzt, ist offenbar ein Funktionärswagen der Roten Armee. Alle drei tragen bereits rote Armbinden. Der Wagen hat ein breites rotes Band über die Kühlerhaube gespannt. Vizefeldwebel Ludwig schlägt Leutnant Baron von Ledebour

vor, die drei zu verhaften. Jedoch lehnt er es ab. Als der Konvoi gegen 17.00 Uhr in die Zitadelle von Wesel einfährt um seine Ladung loszuwerden, wird er mit rotem Artilleriebeschuß empfangen. Zum Glück wurde kein Wagen getroffen. Nur ein Soldat war von einem Geschößsplitter leicht verwundet worden. Noch bis in die Nacht hinein wurden die Wagen entladen. Am anderen Morgen ging es in die Stellung am Eisenbahndamm. Man sah vor sich die Lippetalau und die Lippe, halbrechts das Lippeschloßchen und halblinks das Denkmal zur Erinnerung an die Erschießung der elf Schill'schen Offiziere. Hier spielten sich die Kämpfe ab, die für die Rote Armee so verlustreich endeten. Am 26. März stand Walter auf Wache am Bahndamm, morgens zwischen 5 und 7 Uhr. Beim Morgenrot dieses Tages spürte er die Erleichterung darüber, daß nunmehr die Fälschung seines Geburtsscheines nichts mehr zu bedeuten habe. Er war siebzehn Jahre alt geworden. Mit einer gewissen Wehmut dachte er daran, daß kein Glückwunsch, kein Kartengruß ihn erreichen würde. Kein Geschenk oder irgendetwas anderes konnte ihn erfreuen. Nur eins wußte er, daß man zu Hause an ihn dachte. Das machte ihm auch wieder Hoffnung, daß er bald nach Münster zurückkäme und anschließend nach Hause. Die Ungewißheit über die Lieben, keine Nachricht seit Wochen, das betrückte und bedrückte ihn sehr. Aber er sagte sich, daß ein Soldat danach nicht zu fragen habe.

Nachdem die Rote Armee zurückgeschlagen und der Einsatz in Wesel beendet war, verließ der Schwadronsteil die gastliche Stadt und kehrte nach Münster zurück.

Kaum in Münster angekommen, mußte Stube 57 auf Kasernenwache ziehen. Walter hatte die letzte Torwache. Als er am 29. März 1920, zwischen 11 und 13 Uhr, neben dem Schilderhaus stehend die Nienberger Straße entlang sah, glaubte er in einem sich nähernden Mann seinen

Vater zu erkennen. Kurz darauf stand der Vater vor ihm. Ohne Guten Tag oder ein Grußwort zu sagen, hörte er nur: „Jetzt kommst du mit. Die Mutter weint Tag und Nacht um dich. Ich lasse dich sofort ablösen.“ Er war ordentlich aufgeregt, ging die Treppe hoch zum Wachhabenden und bat dort um Walter's Ablösung. Noch nicht eine Minute war vergangen, da stand schon die Ablösung vor dem Schilderhaus. Walter ging mit seinem Vater zur Stube 57. Als alter Soldat prüfte er den Dienstplan, kontrollierte Walter's Spind, sah sich die Betten kritisch an, sowie den Fußboden. Dann sagte er nur: „In Ordnung, ich gehe jetzt zum Rittmeister, damit du sofort entlassen wirst.“ Walter war etwas fassungslos, daß so schnell sein Militärdienst zu Ende gehen sollte. Der Vater ging und kehrte nach einer halben Stunde zurück. Dann erzählte er, daß der Rittmeister seinen Sohn so sehr gelobt, von den vorgesehenen Beförderungen und dem geplanten Besuch der Militärakademie in Hannover, sowie der Bitte gesprochen habe, ihn doch Offizier werden zu lassen. Aber Vater habe nur antworten müssen: „Ohne den Sohn darf ich nicht nach Hause kommen.“ Walter und Vater gingen zur Schreibstube, um den Militärpaß ausstellen zu lassen. Dabei stellte sich die Fälschung des Geburtsscheines heraus, als der Vater das Geburtsjahr 1903 angab. „Schwein gehabt“, sagte nur der Schreiber, Gefreiter Teller. Walter holte sein Zivilzeug von der Kammer, lieferte seine Militärausrüstung dort ab, erhielt noch den Rest seiner Löhnung sowie den einbehaltenen Betrag ausbezahlt und seine Militärzeit war zu Ende.

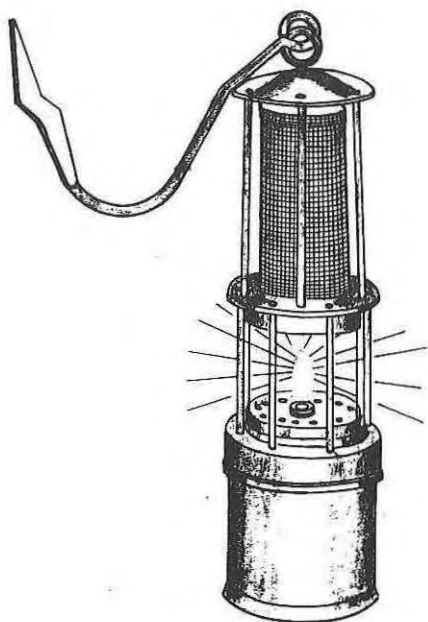
Kurz vor drei Uhr fuhr ein Schnellzug nach Essen. In Hilstrup kamen die Kämpfer der Roten Armee in den Zug, tasteten Frauen und Männer nach Waffen ab, kontrollierten das Gepäck und holten einige Fahrgäste aus dem Zug. Walter und sein Vater hatten zum Andenken sich je einen

Rahmen Gewehrpatronen mitgenommen, warfen diese aber, als sie die Kontrolle sahen, sofort in die Toilette. So blieb ihnen Schlimmeres erspart. Nach dreieinhalb Stunden standen sie vor dem Elternhaus. Auf seiner Fassade stand, „Paul Eidens und Walter Semmler werden gehängt.“ „Du mußt dich verstecken“, war die Reaktion seines Vaters, als er die Schrift sah. Am frühen Morgen war er offenbar daran vorbeigegangen, ohne es zu bemerken. Der Empfang durch die Mutter war äußerst herzlich. Ihr rollten die Tränen nur so die Wangen herunter, und sie konnte ihrer Freude über die Heimkehr ihres Sohnes gar nicht genug Ausdruck geben. Auch die Geschwister zeigten offen ihre Freude. Es war eine große Herzlichkeit und jeder wußte neue Einzelheiten von der Roten Armee, den heldenhaften Kämpfen der Sicherheitspolizei, der Bürgerwehr und anderes zu erzählen. Die Erlebnisse waren zu grauenvoll und hatten sich bei allen unauslöschbar eingeprägt. Der Vater war von den Roten an die Wand gestellt worden und sollte erschossen werden. Ein Bergmann trat dazwischen: „Laßt den leben, der hat zehn Kinder.“ Da ließen sie von ihm ab. Der Bruder Wilhelm war auf der Straße gleich in die Rote Armee eingegliedert, mit Gewehr und Munition bewaffnet, am Bahndamm gegen Sipo und Bürgerschaft eingesetzt. Die jüngere Schwester Elly wurde als Konfirmandin in der Kirche, während der Kämpfe, zwei Tage lang festgehalten. Das Haus wurde von einer größeren Anzahl gezielter Schüsse getroffen, weil die ältere Schwester Emmy und der Bruder Fritz den eingeschlossenen Sipo-beamten in der Villa Kondring Zeichen gaben, wo die Roten sich befanden. Ein Schuß war beim Mieter Selzer längs durch den Kleiderschrank gegangen, so daß alle Anzüge und Kleider durchschlagen wurden. Noch regierte die Rote Armee im Ruhrgebiet. Walter mußte sich verbergen. Er durfte sich draußen nicht sehen lassen, sondern konnte erst auf die Straße gehen, als die Rote Armee

geschlagen und das Ruhrgebiet bzw. Stoppenberg frei waren. —

Nun trat auch die Frage an Walter heran, ob er weiter zur Schule gehen oder einen Beruf ergreifen solle. Eines Tages setzte sich der Vater mit seinen Söhnen Wilhelm und Walter zusammen.

„Jungens, ich kann nicht euch beide zur höheren Schule gehen lassen. Nur einer kann weiter die Schule besuchen. Die finanzielle Notlage in der Familie ist so groß, daß einer mithelfen muß, die übrigen zu ernähren. Macht es unter euch ab, wer gehen will.“ Wilhelm hielt sich mit einer Äußerung zurück. Offensichtlich war er im Zweifel, ob er ein Angebot machen sollte oder nicht. Dann aber war er sehr erleichtert als Walter sagte: „Es wäre vollkommen falsch, wenn Wilhelm abgehen würde. Er hat die Oberprimareife durch seinen Militärdienst erhalten und hat nur noch ein Jahr bis zum Abitur.“ Er selbst habe die Unterprimareife und müßte noch zwei Jahre zur Schule gehen. Er ergreife einen Beruf. Jedoch sollte Wilhelm ihm aber später einmal finanziell helfen, wenn er in einigen Jahren studiere. Die Drei stimmten dem mündlichen Abkommen zu. Wilhelm blieb auf der Schule, Walter verließ die Schule. Er begann mit der ersten Schicht seine Arbeit im Bergbau. Damit war seine Schulzeit, einschließlich Militärzeit, endgültig zu Ende.



Bergbau und Bergschule
Studium, Reifeprüfung und Promotion

Bergbau

Drei Monate in der Wetterschleuse

Am 8. April 1920 um 13.30 Uhr stand Walter an der Markenkontrolle der Zeche Zollverein, Schachanlage 6/9, in Essen-Stoppenberg. Notgedrungen ermaßen hatte er sich für eine Ausbildung im Bergbau entschieden. Bergbaupraktikanten hießen die Anwärter der mittleren Laufbahn, die die mittlere Reife, Primareife oder das Abitur besaßen im Gegensatz zu den Bergbaubeflissenen, die studierten und die höhere Laufbahn gewählt hatten. Wie die vor ihm stehenden Bergleute nannte er seine Markennummer, die ihm der Markenkontrollleur übergab mit dem Hinweis, daß er beim Vorzeigen der Marke an der Lampenstube eine Grubenlampe bekäme und nach Beendigung der Schicht sowohl die Lampe bei der Lampenstube sowie auch die Marke bei der Markenkontrolle abzugeben hätte. Sollte die Marke nach Schichtende fehlen, würde eine Suchaktion in der Grube einsetzen. Walter hatte die Markennummer 1024. Dies bedeutete, daß es mindestens 1023 Bergleute geben mußte, die hier täglich ein- und ausfuhren. In Wirklichkeit waren es aber über 1800. Nun war er als Bergmann angelegt. Am Tage vor dem 8. April besuchte er auf dem Zechenbüro den Schreiber Joseph, der ihm die ersten notwendigen Informationen gab. Die ärztliche Untersuchung hatte „Grubentauglichkeit“ ergeben. In der Kaue mußte Walter sich umziehen. Unter der Nummer 1024 fand er seinen Kleiderhaken. Nachdem er ihn herungergelassen hatte, sah er, daß an einer schalenförmigen kreisartigen Metallplatte unten vier Haken befestigt waren. Die mitgebrachte Arbeitskleidung, alles alte Sachen, hatte er auf die Bank gelegt. Die zweckmäßige Nutzung der Kleiderhaken lernte er durch die Arbeitskameraden, die in seiner Nähe

waren. Nach dem Umziehen zog er den Haken hoch bis unter die Decke, klinkte die Lasche ein und ging hinunter in den Zechensaal zum Schalter von Revier 6. Mit einem kräftigen Händedruck und Glückauf begrüßte ihn der Steiger Wehner und übergab ihn einem älteren Hauer, der ihn zu seinem Arbeitsplatz führen sollte. Beide gingen zur Hängebank, stellten sich in der Reihe der Bergleute an und warteten auf den Förderkorb. Als dieser hoch kam, erkannte Walter, daß er sechs Etagen oder Sätze hatte. Die oberste Etage war die höchste, in der konnte man stehen. Darunter die übrigen, in denen man in der Hocke sitzen mußte. Der Reihenfolge entsprechend, fanden beide Platz in der untersten Etage. Acht Mann paßten auf eine der niedrigen Etagen. Hockend saßen die Männer dort, mit den Beinen ihrer Gegenüber wechselnd verzahnt. Im Hauptschacht ging die Fahrt zur 4. Sohle. Walter und sein Begleiter waren zuletzt in den Förderkorb gestiegen und so konnten sie auch erst aussteigen, nachdem die oberen fünf Sätze leer waren. Jedesmal beim Umsetzen schwang der Förderkorb auf und ab. Der Auftritt auf die schwankende Schwingbühne beim Aussteigen vermittelte Walter ein unsicheres Gefühl. Er hatte sich aber sehr schnell gefaßt und ging mit seinem Begleiter etwa 200 m weit durch den Querschlag zum Wetterschacht, dem Schacht 9. Hier stellte er fest, daß seine Grubenlampe nur noch ein spärliches Licht abgab. Alle Bergleute trugen die Benzinsicherheitslampe nach dem Prinzip von Davy. Eine gelbe Flamme warf durch einen fast 6 cm hohen Glaszylinder das Licht nach außen, wobei eine Verbreitung des Lichtes aus der Lampe heraus nach oben durch den aufgesetzten Drahtkorb verhindert wurde. Während sich Walter noch in Gedanken mit dem Grubenlicht beschäftigte, bemerkte er, daß sein Begleiter eine schwere eiserne Tür aufriß und ihn aufforderte, durchzutreten. Es rauschte stark und zog mächtig in dem dunklen Raum und es gab vier gleichartige

schwere eiserne Türen, die sogenannten Wettertüren. Sie befanden sich in der Wettersperre oder Wetterschleuse, die den frischen Luftstrom, der im Hauptschacht (Schacht 6) einfiel, daran hinderte, bereits hier durch den Luftschacht (Schacht 9) wieder zu Tage zu treten. Mit einem Knall fiel die Wettertür hinter dem Hauer zu und Walter erschrak heftig. Dann wurde die zweite Wettertür geöffnet, das gleiche Rauschen und der gleiche Zug und Walter befand sich in einem Raum voll Nebel. Drei kleine Lichter waren zu erkennen. Bei näherem Hinsehen konnte man einige Bergleute erkennen, die ihre Lampen in der Hand hielten. Walter wurde einem grauhaarigen, mit Schlapphut und Schaftstiefeln bekleideten Mann vorgestellt mit den Worten: „Hier bring ich Dir den neuen Kumpel für die Wettertüren.“ „Glückauf, und setz Dich einen Augenblick dorthin.“ Walter folgte seiner Aufforderung. Der Hauer verabschiedete sich mit „Glückauf und mach es gut“ von ihm. Der Förderkorb brachte dann die Bergleute von der 4. zur 7. Sohle. Der Korb war naß und besaß nur zwei Etagen, die jedoch so hoch waren, daß man darin stehen konnte. Interessiert beobachtete Walter den Mann mit dem grauen Bart, der sich am Signalhammer mühte, zur Fördermaschine übertage das Signal durchzugeben. Ein jüngerer Bergmann half ihm, die Leute abzuzählen, die Tore auf dem Korb zu schließen und den Platz sauber und in Ordnung zu halten. Der Raum, das Füllort, war durch den Nebel überall feucht bzw. naß. Auf einem Brett sitzend spürte Walter bald durch seine Hose die Feuchtigkeit. Walters Blick fiel auf den graubärtigen Mann, einem Anschläger und seinem Gehilfen und er hatte die Vorstellung von Schneewittchen und den sieben Zwergen. So müssen die sieben Zwerge auch ausgesehen haben. Der Anschläger war klein. Sein Gedankengang wurde unterbrochen von einem neuen Schwarm Bergleute, die durch die Wetterschleuse kamen. Die Wettertüren fielen laut knallend zu und das Rauschen

der Luft verstärkte noch den Lärm. Auf die Bergleute machte das keinen Eindruck, da sie es gewohnt waren. Nach etwa einer halben Stunde war die Seilfahrt beendet. Der Anschläger gab zur Fördermaschine entsprechende Signale und mit dem Kameraden auf der 7. Sohle verständigte er sich durch das Sprachrohr. Die Tore der Förderkörbe wurden sowohl auf der 7. wie auch auf der 4. Sohle ausgehängt und zur Seite gestellt. Die Förderung konnte nun beginnen. Walter bekam seinen Arbeitsplatz durch den Anschläger zugewiesen. In der Wetterschleuse hing Walter seine Lampe an dem Mauergewölbe auf. Er erkannte in dem fahlen Licht in das Mauerwerk geritzte Schriften: „Zollverein, du Mörder meiner Jugend“ oder „Zollverein, Du machst mich ganz kaputt“ und schließlich „Hier verende ich noch“. Da aber der Anschläger die Arbeit und ihren Ablauf erklärte, hinterließen die Schriften keinen besonderen Eindruck bei Walter. Die Kohlenförderung von rund 300 Kohlenwagen und Leeren – oder Bergeförderung von ebenso vielen Wagen während der Siebenstundenschicht mußte durch die Wettersperre geschleust werden. Die Kohlenwagen waren bis in den Hauptquerschlag zu schieben, wo sie dann an das Seil der umlaufenden Seilbahn angeschlagen wurden. Der Anschläger verließ, nachdem er seine Erklärungen abgegeben hatte, die Schleuse und ging zum nebligen Füllort zurück. Trotz der Enge des Schleusenraumes, es lagen zwei Gleise darin mit einem so geringen Abstand zur Mauerwand, daß Walter befürchtete nicht am Wagen vorbeizukommen, war es darin kühl und klar. Walter stellte fest, daß er vor allem die vier eisernen schweren Wettertüren viele Hundertmale öffnen mußte, um die genannte Förderung hindurchzubringen. Da bumste auch schon der erste Kohlenwagen gegen die Wettertür. Sie wurde von Walter geöffnet und er zog den Kohlenwagen an sich vorbei, setzte sich hinter ihn, stieß mit ihm die zweite Wettertür auf, nahm einen Mitnehmer und schlug den Wa-

gen am Seil an. Er freute sich darüber, wie der Kohlenwagen mitgenommen wurde. Dasselbe wiederholte sich noch einmal. Jetzt mußte er auf dem anderen Gleis die in der Schleuse befindlichen beiden leeren Wagen ins Füllort schieben. Die Wettertüren im Leerengleis, die inzwischen zugefallen waren, mußten von Walter wieder geöffnet werden. Dann wurden zwei neue leere Wagen in die Schleuse geholt. Sobald er die Leeren angehalten hatte, daß sie nicht die Wettertür zum Füllort blockierten, stand der nächste Kohlenwagen an der Tür. Dieser Arbeitsvorgang wiederholte sich immer wieder. Ununterbrochen spielten sich bis 20.30 Uhr diese Wechsel im Wagenschieben und Türöffnen ab. Die Zeit reichte nicht, um das mitgebrachte Butterbrot zu essen. Als gegen 18.30 Uhr der Fahrsteiger Lagemann kam, ein wohlbeleibter Herr mit einer kräftigen Stimme, sprach er Walter mit „Glückauf“ an und sagte ihm: „Semmler, hier sind Sie an einer der wichtigsten Stellen der ganzen Schachtanlage eingesetzt. Sie sollen als Bergbaupraktikant alle Arbeiten kennen lernen. Ich habe vorgesehen, daß Sie diese Arbeit drei Monate lang verrichten.“ Nachdem Walter sich das angehört hatte, machte er den Vorschlag, daß man doch elektrisches Licht in die Schleuse und in das Füllort legen sollte. „Nein, das geht nicht. Der Steinkohlenbergbau befindet sich in einer so großen finanziellen Notlage, daß jede überflüssige Ausgabe verboten sei. Das Lampenlicht reicht voll aus.“ Sagte er, ging zum Füllort und fuhr zur 7. Sohle. Walter war erschrocken. „Drei Monate an dieser Arbeit, das darf nicht wahr sein.“ Wohl sah er ein, daß dies ein außerordentlich wichtiger Arbeitsplatz war. Würde diese Arbeit nicht getan, dann könnte die Förderung von der 7. zur 4. Sohle nicht stattfinden. So wichtig sie auch war, so bot sie andererseits schon nach wenigen Stunden so wenig Abwechslung, daß sie eintönig wurde. Der Kraftaufwand war ungeheuer und bereitete Schmerzen. Die Wagen hatten einen Inhalt von

500 Litern. An den Rändern waren die Kästen oft rostig und schartig. Sie drückten sich, ohne daß man die Hände schützte, in die Haut ein. Tief dunkelbraun färbte sich Walters Hand von dem Rost. — Die Räder der Wagen saßen auf einfachen Wellen und waren durch einen Splint gegen Ablaufen gesichert. Sie unterlagen einer ständigen Schmierkontrolle übertage. Sie liefen leicht, wenn sie gut geschmiert waren, jedoch kam es immer wieder vor, daß die Schmiere eingetrocknet oder oxidiert war. Dann konnte der Wagen nur unter Zuhilfenahme des Rückens weiter bewegt werden. Obwohl es zwischen den Wettertüren recht kühl war, schwitzte Walter sehr. Rock und Hemd wurden bereits nach einer halben Stunde abgelegt. Gegen Ende der Schicht, nach 300 gezählten Kohlenwagen, verspürte er doch eine starke Ermüdung. Weitere 10 Wagen machten jedoch das Schichtpensum erst voll. Die gleiche Anzahl Leere und Bergewagen wurden von ihm bewegt, insgesamt 620 Wagen. Um 20.30 Uhr begann die Seilfahrt. Walter ging zum Hauptschacht, stellte sich in der Reihe an und fuhr mit den anderen Bergleuten aus. In der Kaue ließ er seinen Kleiderhaken herunter, zog sich aus, nahm seine Seife aus der Schale und ging in die Brauseabteilung. Alle 70 Brausen liefen zur gleichen Zeit. Er wusch sich und kontrollierte sich in einem der zahlreichen Spiegel. Die Augen hatten noch schwarze Ränder vom Kohlenstaub und der ganze Körper war noch schmutzig. Er mußte die Wäsche also gründlicher wiederholen. Von den Kohlenhauern lernte er, wie die Augen richtig gesäubert wurden. Der Buckel oder Rücken wurde in gegenseitiger Hilfsbereitschaft gewaschen. Der Ruf „Buckeln“ verhalf zu dieser Leistung. Durch ausgiebiges Duschen und Waschen war Walter wieder munter geworden. Nachdem er sich angezogen hatte, ging er nach Hause. Das Butterbrot, das er aus Zeitmangel nicht während der Arbeit verzehren konnte, aß er unterwegs. Der Weg fiel ihm schwer. Er dachte nur noch „drei Monate“.

eine endlose Zeit, wenn man sie vor sich hat. Schließlich kam er kurz vor 22 Uhr zu Hause an. Mutter wartete schon mit Sorge auf ihren Sohn und freute sich, als er nun endlich daheim war. „Na, wie war's, Walter?“ „Das ist Selbstmord“, sagte er und setzte sich. Das kräftige Abendessen, das Mutter ihm bereitete, konnte er nicht mehr ganz zu sich nehmen. Er war darüber eingeschlafen.

Am nächsten Mittag ging es wieder zur Schicht. Für den Schutz seiner Hände hatte er sich aus einem alten Schulranzen Handleder geschnitten. Am Vormittag wurde gezählt, wie oft die schweren eisernen Wassertüren geöffnet werden mußten: über 1.300 mal! Die Schicht und auch die folgenden verliefen ohne besondere Zwischenfälle oder Ereignisse. Nach vierzehn Tagen sah Mutter den Jungen an und erkannte, daß er stark abgenommen und eine sehr blasse Gesichtsfarbe angenommen hatte. Sie umarmte ihn und sagte: „Walter, das verspreche ich Dir, wenn es wieder bessere Zeiten für uns gibt, dann darfst Du, wenn Du willst, auf der Zeche aufhören.“ Walter antwortete darauf, daß er nun einmal diesen Beruf gewählt habe und dabei bleiben wolle. Um seine Mutter zu beruhigen, sagte er: „Es sind ja nur noch 2 1/2 Monate in dieser Mordsarbeit.“ Es verging Schicht um Schicht. Seinen ersten Lohn erhielt Walter am Anfang des Monats Mai; es waren rund 600 Reichsmark. Fünfhundert erhielt die Mutter, 100 Reichsmark sollte er für sich behalten. Er sparte für einen neuen Anzug und neue Schuhe. Seit dem Militär war ihm alles zu eng oder wieder zu weit geworden. Anfang Juni bekam er am Lohntag sogar 760 Reichsmark. Für einen Schlepper ein ansehnlicher Betrag. Der Bergmann stand an der Spitze der Lohnskala aller Arbeitnehmer. Die Tätigkeit, die seine Körperkräfte so stark beanspruchte, war tatsächlich am 8. Juni 1920 zu Ende. Die Förderung im Luftschacht (Schacht 9) ging von diesem Tage an unmittelbar von der

7. Sohle direkt zum Tage. Der Arbeitsplatz in der Wetter-schleuse war fortgefallen. Walter erhielt einen anderen Arbeitsplatz. Vom Fahrsteiger Lagemann wurde er gelobt, weil er solange an dieser Stelle ausgehalten hätte. Andere seien immer nach wenigen Tagen fortgelaufen.

Als Bergbaupraktikant unterlag Walter der aufsichtsführenden Ausbildung der Westfälischen Berggewerkschaftskasse. Nach seiner Bewerbung vom 5. 5. 1920 als Bergschulanwärter hatte er eine Zusage der WBK schon drei Tage später, am 8. Mai, in den Händen. In dem übersandten Merkblatt hieß es, daß der Bergschulanwärter

- 1.) ein Tagebuch zu führen hat, aus dem ersichtlich ist
 - a) die verfahrenen Schichten, bescheinigt vom Betriebsführer der Schachtanlage,
 - b) der Betriebspunkt und die Art der Beschäftigung sowie der bergmännische Grad des Anwärters (Pferdeführer, Schlepper, Lehrhauer oder Hauer bei der Gewinnung im Gestein, bei Reparaturarbeiten, beim Schachtabteufen),
 - c) die vollständige Postadresse.
- 2.) Außerdem werden dem Bergschulanwärter rechnerische und zeichnerische Aufgaben gestellt, die von ihm im Tagebuch unter der Spalte „Ausarbeitung“ zu lösen sind.
- 3.) Sollte ein im Tagebuch eingeklebter Bogen jederzeit Aufschluß über den Ausbildungsstand des Anwärters bieten.

Das Tagebuch mit der Lösung der gestellten Aufgaben sollte zum ersten Mal am 6. Juli 1920 mit der Post eingesandt werden. Walter war froh, daß er erst nach Beendigung der

schweren Arbeit diese Aufgaben zu machen hatte. Vorher hätte er es nur unter allergrößten Schwierigkeiten geschafft.

Beim Verbauen

Mit dem 9. Juni 1920 wurde die bergmännische Arbeit für Walter etwas ruhiger. Offenbar hatte man auch an seinem Aussehen erkannt, wie sehr ihn diese Tätigkeit beansprucht hatte. Man verlegte ihn in die Wetterstrecke, die vom Kopf des Blindschachtes 1 von der 6. zur 7. Sohle führte. Sie sollte auf die doppelte Breite und die anderthalbfache Höhe erweitert werden. Verbauer war der Hauer Henrik Pohlmann. Er war ein alter Bergmann, der schon beim Abteufen von Schacht 6 und später von Schacht 9 dabei war. 65 Jahre war er alt, aber er wollte nicht aufhören. So hatte man ihn zum Verbauer gemacht. Die Arbeit gefiel ihm. In der Wetterstrecke war es frisch und kühl durch den Luftstrom, der vom Hauptschacht einfiel. Jeden Morgen, Walter hatte mit ihm ständig Morgenschicht, bekam er beim Betreten der Strecke einen Hustenanfall. Er brötelte dann etwas vor sich hin, was aber keiner verstehen konnte, insbesondere Walter nicht. Seine Mundart war westfälisches Platt. Die Verständigung zwischen den beiden war auch später schlecht; aber bei der Arbeit brauchte nicht viel geredet zu werden. Die Wetterstrecke, im Flöz Laura aufgefahren, am westlichen Stoß ein Damm mitgenommen, d. h. die Kohle abgebaut und der ausgekohlte Raum mit Bergen versetzt, wies nur noch ein gebräches Gebirge auf. Es war ohne Schwierigkeiten mit der Hacke zu bearbeiten. Sprengarbeit war nicht notwendig. Henrik ließ Walter nicht an die Hacke. Er mußte das heruntergerissene oder gelöste Gestein in den Wagen laden, die Strecke hinabfahren und am Blindschacht einen leeren Wagen holen. War dann genügend Gestein abgeräumt und der Querschnitt erreicht, wurde ein Holz gesetzt. Das war ein Türstock, bestehend

aus der Kappe und den Stempeln. Henrik zeigte Walter die Verblattung von Kappe und Stempeln und ließ ihn dann auch die Bühlöcher machen, die im festen Gebirge ausgespitzt dem Stempelfuß einen sicheren Halt verschafften. Danach wurde das Holz gesetzt. Jeden Monat konnten zwölf Holz im Abstand von einem Meter gesetzt werden. Die Arbeit ging langsam voran. Das lag einmal an dem hohen Alter von Henrik und zum anderen an seiner Müdigkeit. Jeden Morgen, vor Beginn der Arbeit, legte er sich in einem Seitenort erst einmal hin, schlief dort eine Stunde und kam dann verschlafen an die Arbeitsstelle, wo Walter bereits den Wagen geladen oder schon einen leeren Wagen geholt hatte. Zum Frühstück gingen beide in das Seitenort. Nachdem Henrik sein Butterbrot dort gegessen hatte, schlief er wieder ein. Walter war dann allein am Arbeitsplatz mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt. So hatte er auch Zeit, das Gebirge kennen zu lernen. Tonschiefer, Sandschiefer, Sandstein, waren die hier vorkommenden Gesteine. Von Lösen, Schichtung und Klüftung sprach Henrik. Der Steiger kam nur alle vierzehn Tage einmal. Er wußte, daß Henrik eine ruhige Kugel schob. Die Arbeit wurde im Schichtlohn ausgeführt. Für ein Gedinge war Henrik garnicht zu haben. Eines Tages kam der Fahrsteiger Lagemann und befuhr die Wetterstrecke. Inzwischen war der Ausbau der Strecke soweit gediehen, daß der früher mitgeführte Damm aufhörte und die Kohle des Flözes Laura mit etwa 0,80 m Mächtigkeit am rechten Stoß anstand. Walter machte dem Fahrsteiger den Vorschlag, die Kohle extra zu vergüten, da sie dann sauber getrennt gewonnen und in den Wagen geladen würde. Der Fahrsteiger ging sofort auf den Vorschlag ein und setzte für jeden Wagen Kohle einen bestimmten Betrag fest. Als Henrik und Walter wieder allein waren, begann Henrik zu streiten. Er sei Ortsältester und habe zu bestimmen und nicht der Praktikant. Das sei aber immer schon so gewesen, alle Bergschüler oder

Beflissenen wüßten es besser als die in der Praxis groß gewordenen Bergleute. Was das jetzt wohl für eine zusätzliche Arbeit sei, die Kohle von den Steinen zu trennen, usw. Alle Beruhigungsversuche schlugen fehl. Henrik war verärgert, ging zum Seitenort, legte sich auf seine Bretter und schlief bis Schichtende. Am nächsten Tag war der Ärger verraucht, und er sprach begeistert von ca. 50 Reichsmark, die er zusätzlich, ohne Mehrarbeit, verdienen könne. Henrik war ein ruhiger, besonnener Bergmann. Seine frühere Arbeit hatte ihn ausgelaugt. Trotz der etwas schwierigen Verständigung hatte Walter viel bei ihm gelernt. Nach sechs Monaten mußte er den Arbeitsplatz wechseln.

Am Drehkreuz

Das Drehkreuz befand sich auf der 7. Sohle und bestand aus vier schweren Eisenplatten, auf denen die Wagen um 90 ° gedreht werden mußten, um sie dem Schacht zuzuführen. Seitdem der Schacht 9 eine bis zum Tage durchgehende Fördereinrichtung erhalten hatte, waren neue Abbaubetriebe im Bereich der 7. Sohle eingerichtet worden. Ein Ansteigen der Förderung war die Folge davon. Statt 300 Kohlenwagen liefen dem Drehkreuz jetzt in der Schicht fast 500 zu. Sie mußten bewältigt werden. Im Schacht gab es nun Förderkörbe mit 4 Sätzen. Hier stand Walter mit noch einem Kameraden. Dabei hatte einer die Kohlenwagen anzunehmen, die aus dem westlichen Teil der Seilbahn und der andere diejenigen, die von Osten kamen. Außerdem waren die entsprechenden Leeren und Bergewagen in die beiden Richtungen abzufertigen. Die Handler konnten hier wieder gut gebraucht werden. Bei dieser Dreharbeit war nicht viel zu lernen, höchstens, daß man es später, in einem eigenen Betrieb, so nicht machen sollte, sondern anstelle des Kreuzes bogenförmig die Gleise vom bzw. zum Schacht einmünden ließe. Diese Tätigkeit dauerte drei Monate. Dann kam er in die Abbauförderung.

Abbauförderung

In Flöz Anna (13) war ein langer Rutschenstreb eingerichtet worden. Er war mit 27 Mann belegt und wurde mit Vollversatz geführt, d. h. der ausgekohle Raum wurde mit Bergematerial wieder verfüllt. Der Streb erbrachte normalerweise 110 - 120 Wagen Kohlen je Schicht. Walter hatte am Kopf des langen Abhauens den Haspel zu bedienen, der ein umlaufendes Seil in Bewegung setzte. Am Seil waren Ketten befestigt, zwischen denen jedesmal am Fuß des Abhauens vier Kohlenwagen, am Kopf des Abhauens vier Leere oder Bergewagen angeschlagen wurden. Wenn eine Fahrt zu Ende war, standen oben vier Kohlenwagen und unten die Leeren oder Bergewagen. Die Kohlenwagen wurden einzeln aus dem Gleis geschoben und über eine Drehplatte in die Bahn zum Schacht geleitet. Nachdem die Kohlenwagen ausgelöst waren, folgte das Anschlagen der Leeren und der Bergewagen. Auf das Signal vom Fuß des Abhauens hin bediente Walter den Haspel und die Fahrt begann. Zur Sicherheit von Personen, die während der Förderung das Abhauen befahren wollten, mußte Walter jedesmal eine Lampe mit einem roten Zylinder vor das Schild hängen, das auf die Gefahren hinwies, die mit dem Betreten verbunden waren. Diese Arbeit machte viel Freude. Sie war wechselvoll und brachte für Walter neue Erkenntnisse. Körperlich fühlte er sich sehr wohl; er war frisch und munter. Daher war er auch imstande, sich technisch weiterzubilden.

Sein Bruder Fritz hatte herausgefunden, daß an der Maschinenbauschule in Essen im Wintersemester 1920/21 ein Kursus über „Mechanik in der Technik“ veranstaltet wurde. Er fand in der Zeit von 18.00 - 21.00 Uhr an vier Tagen in der Woche statt. Die beiden Brüder belegten den Kursus und besuchten an den entsprechenden Abenden die Ma-

schinenbauschule. Hausaufgaben wurden selten gestellt. Immer waren es praxisnahe Lösungen, die bei den Aufgaben gesucht werden mußten. Walter hatte jedenfalls diesen Kursus als lehrreich und für ihn wertvoll empfunden. Er hatte zum ersten Mal die Verbindung von Theorie und Praxis kennengelernt.

Eines Tages ging die Arbeit in der Abbauförderung zu Ende. „Semmler, Sie müssen im Flöz Anna Steine verpacken, der Sinowzic ist krank geworden.“ Reviersteiger Wehner sprach so zu ihm. Nichts Gutes ahnend ging Walter zur Kopfstrecke, meldete sich dort beim Rutschenältesten und kroch mit ihm in der Rutsche entlang etwa 50 m im Flöz Anna. Das Flöz bestand aus reiner Kohle, war allerdings nur 0,85 m mächtig. Das Einfallen betrug 3 - 5 °. Walter kam in den alten Mann oder in den Damm. Hier drückte er den Haken seiner Grubenlampe in einen Stempel, besah sich die große Pfannenschaukel, die sogenannte Pannschüppe und übte das Sitzen unter den engen Verhältnissen. Dabei stellte er fest, daß er bei der Arbeit nur auf den Knien gestützt und auf den Füßen sitzend die Schaufel bewegen konnte. Den Kopf mußte er nach vorn neigen, da der ausgekohlte Raum nur noch etwa 0,75 m Höhe aufwies. Dazu war es sehr warm. Nach Ansicht des Wettersteigers betrug die Temperatur nur 27 ° C, aber die Bergleute behaupteten, daß die Temperatur 28 ° C betrüge und sie Anspruch auf die Sechsstundenschicht hätten. Der Streit blieb unerledigt. Für Walter war es so warm, daß er Rock und Hemd auszog. Dann begann das Steinekippen. In der Kopfstrecke standen viele Wagen mit Bergen gefüllt. Die Berge fielen über eine Kippe in die etwa noch 50 m lange Bergerutsche. Da das Einfallen des Flözes zu gering war, um die Berge nach dem Schwergewicht zum Rutschen zu bringen, mußte die Rutsche durch einen Motor bewegt werden. Am Ende der Rutsche fielen die Berge aufs Liegende, wo sie dann

mit der Schaufel nach hinten geworden werden mußten. Sie waren hoch gegen das Hangende zu werfen, damit der Bergeversatz dicht den ausgekohlten Raum erfüllte. Zu Anfang dieser Schicht lief alles planmäßig ab. Walter konnte die ankommenden Berge immer so rasch wegschaufeln, daß sich keine Ansammlung bildete. Dann wurde aber das Tempo des Kippens offenbar beschleunigt. Das Bergematerial war jetzt sandig und ganz trocken. Die Rutsche war hoch gefüllt. Durch die Bewegung entstand eine starke Staubwolke, die sich durch den Austrag und das Schaufeln mit Hochwerfen so verstärkte, daß Walter kaum noch etwas sah. Das schon schwache Licht seiner Grubenlampe drang garnicht mehr bis zur Arbeitsstelle durch. Dazu kam die Atemnot. Die Nasenlöcher waren von dem Gesteinstaub vollkommen geschlossen. Walter mußte durch den Mund atmen. Das verursachte immer wieder Hustenanfälle. Es war unmöglich, mit dem großen Anfall an Bergen fertig zu werden. Mehr und mehr sammelte sich das Material vor der Rutsche an, bis schließlich die Rutsche stehen blieb, weil sie gegen den Bergehaufen stieß, der sich am Ende gebildet hatte. Walter konnte sich nicht bemerkbar machen, weil er keine Stimme mehr hatte. Wütend darüber, daß er mit dieser Arbeit nicht fertig wurde, traten ihm die Tränen in die Augen. Plötzlich war der Steiger Wehner neben ihm: „Semmler, wie sehen Sie denn aus? Gehen Sie sofort rauf in die Strecke und machen Sie sich sauber. Trinken Sie erst einmal einen Schluck Kaffee!“ Der Steiger hatte ihm seine Kaffeeflasche gereicht. Walter konnte nur danke sagen und bemerken, daß die Bergewagen zu dicht hintereinander gekippt worden waren. Nach einer Pause wurde dann, zusammen mit dem Steiger Wehner, der Haufen bewältigt. Der Steiger gab die Anweisung, daß nicht mehr so schnell hintereinander gekippt werden sollte; und so ging die Schicht ohne Schwierigkeiten zu Ende. Als Walter wieder die Möglichkeit hatte, aufrecht zu gehen, taten ihm die

Knie weh. Ohne Knieschoner, während der Arbeit mit den ungeschützten Knien ruhend oder bewegend auf dem rauen Liegenden, waren sie entzündet. Er mußte sich ordentlich strecken, damit er wieder richtig beweglich war. Als er in der Kaue unter der Brause stand, glitt ein kleiner Schlammstrom an seinem Körper herab. Es dauerte lange, bis er seine Nase wieder frei hatte und normal atmen konnte; jedoch hat er noch den ganzen Tag Gesteinsstaub gespuckt. Auch diese Arbeit dauerte ca. drei Monate. In keiner Schicht mußte Walter wieder soviel Staub einatmen wie in der ersten. Um wundte Knie zu vermeiden, hatte er Knieschoner bekommen. Sinowzic war nicht wieder zurückgekehrt.

Förderung in der Strecke nach Osten

In der langen Seilbahn, die in die Strecke nach Osten führte, sollte Walter den Ablauf der Förderung überwachen. Seine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß die Seilbahn das richtige Tempo einhielt, die Leeren nicht so lange auf sich warten ließen und die Kohlenwagen möglichst schnell zum Schacht kamen. Außerdem sollte er den Wagonumlauf auf dem Pinnbrett festhalten. Das Pinnbrett war ein dickes Brett mit 100 Löchern und einem Holzstift. Für jeden Kohlenwagen wurde der Holzstift ein Loch weiter gesteckt. So konnte dann der Steiger oder Fahrsteiger jederzeit die Anzahl der Kohlenwagen auf dem Brett ablesen, die zum Schacht gerollt waren. Die Arbeit war nicht anstrengend und fand in frischer Luft statt.

Übertage

Auf dem Holzplatz

In der vergangenen Zeit hatte Walter schon einen großen Einblick in die Arbeitsvorgänge des Betriebes untertage bekommen. Nun sollte er den Übertagebetrieb kennen lernen. Zuerst begann er auf dem Holzplatz. Hier kamen die Waggons mit Holz an und mußten ausgeladen werden. Das Holz war nach Längen und Dicken zu ordnen. Der Holzplatz besaß eine große Ausdehnung und die einzelnen Holzstapel befanden sich zwischen den Gleisen. Teckelwagen, das waren offene Gestellwagen, wurden auf dem Platz bewegt und dienten dazu, das auf bestimmte Maße zugeschnittene Holz schnell und zuverlässig an den richtigen Platz zu transportieren. Es gab eine Vielzahl von Hölzern, unterschiedliche Längen und Durchmesser. Auch die Arten waren verschieden, Tannen- oder Fichtenholz, Buchenholz, Eiche und Pitchpine (Pechkiefer). Immer wieder andere Formate. Die einen waren rund, andere rechteckig, wieder andere zeigten einen quadratischen Zuschnitt. Wenn die Ausladearbeit erledigt war oder es keine gegeben hatte, begann die Verteilung und die Zuteilung. Der Holzmeister hatte eine größere Anzahl Anforderungsscheine in einer Mappe und vergab die Aufträge an die Arbeiter. Kaum glaublich, welche Holzmengen aller Art auf die Tekkel verladen werden mußten, um den Bedarf des Grubenbetriebes zu decken. Walter war während der ganzen Schicht vollauf beschäftigt, aber in frischer Luft. Die Arbeit war lehrreich und sehr interessant. Er war gespannt auf seinen nächsten Arbeitsplatz.

Im Kesselhaus

Es begann hier recht enttäuschend für ihn. Er mußte die Kohlenwagen auf der Brücke vom Schacht heranholen und in das Kesselhaus fahren. Von verschiedenen Kippen aus, die unter dem Dach des Kesselhauses sich befanden, waren die Kohlen auf die Kohlenhalden darunter zu kippen. Der Bedarf an Kohlen war beachtlich. In dem Haus befanden sich 12 Flammrohrkessel. Jeder Kessel hatte zwei Flammrohre. 24 Flammrohre mußten bedient werden. Vor jedem Kessel stand ein Wärter. Er hatte dafür zu sorgen, daß sein Kessel genügend Dampf lieferte. Die gesamten Kessel hatten die Fördermaschinen, die Ventilatoren und die Generatoren zu versorgen. Alle wurden mit Dampfmaschinen angetrieben. Bei dieser Arbeit wurde Walter zum ersten Mal bewußt, daß die schönen weißen Dampfwolken, die die Fördermaschinen beim Treiben ausstießen, eine Belastung für das Kesselhaus und seine Heizer bedeuteten. Nach einigen Wochen mußte er selbst einen Flammrohrkessel betreuen. Ein sehr netter Heizer erklärte Walter das Werkzeug und wie er es handhaben sollte. Anfangs wurde ein Arbeitsgang nie voll von ihm ausgeführt. Walter war dem Heizer dafür sehr dankbar. Das schwere Gerät vor dem offenen Feuer, das auf einem 3 Meter langen Rost hell glühte, erforderte ein geschicktes Hantieren. Die 0,30 m dicke Feuerglut zu durchbrechen, kostete große Anstrengung. Dann wurde das Feuer gereinigt, d. h. die Asche wurde abgezogen. Sie lag vor dem Flammrohr und strahlte eine erbärmliche Hitze aus. Sofort mußte aber das Flammrohr wieder mit Kohle beschickt werden. Mit gut gezielten Schaufelwürfen gelang es auch schließlich Walter, das Flammrohr fertig zu machen. Eines Tages stand er allein vor dem großen Kessel. Der Maschinensteiger Dibbern gab ihm noch gute Ratschläge, und dann übernahm er von dem Heizer ordnungsgemäß die gereinigten und fertigen Feuer der bei-

den Rohre. Er war während der ganzen Schicht vollauf beschäftigt. Gleich zu Beginn hatte er seinen Rock und sein Hemd ausgezogen. Der Schweiß lief in Strömen über seinen Körper. Vom Stürzen der Kohlenwagen her setzte sich der Kohlenstaub besonders im Schweiß auf seinem Rücken fest, wo die scharfkantigen Staubeilchen ein unaufhörliches Brennen und Jucken hervorriefen. Diese Arbeit wurde von Walter mehrere Wochen lang täglich verrichtet. In dieser Zeit war ein Kessel wegen Kesselsteinbildung erheblich abgefallen, wurde stillgelegt und sollte anschließend gereinigt werden. Diese Arbeit wurde unter der Leitung einer Spezialfirma durchgeführt. Eines Tages wurde der große Kessel geöffnet. Walter durfte nun den Kessel von innen besichtigen. Er kroch durch die beiden Mannlöcher in den oberen großen Raum und sah den fast 3 cm starken Kesselstein auf der ganzen Wandung. Der mußte beseitigt werden. Dafür hatte die Industrie einen Kesselsteinhammer mit Preßluftantrieb entwickelt. Er war verhältnismäßig leicht zu handhaben. Mehrere kleine Hämmer arbeiteten zuverlässig und befreiten schnell die Kesselwand von der Ablagerung. Der Vorteil des Preßluftantriebes war die Lieferung von Luft und Kühlung. Es dauerte trotzdem 4 Wochen, bis der Kessel restlos gereinigt war. Nachdem er geschlossen und wieder in Betrieb genommen wurde, brachte er seine alte Leistung wieder. Damit war die Arbeit im Kesselhaus für Walter beendet.

In der Kohlenwäsche

Die vom Schacht kommenden Kohlenwagen wurden in mehreren Kippen über groben Sieben entladen, wobei Stücke über 8 cm Größe zurückgehalten wurden und auf die Lesebänder gelangten. Von dort aus wurden Steine von Klaubern, meist Jungens, in bereitstehende Wagen gewor-

fen. Das durch das Sieb gefallene Fördergut gelangte über ein Becherwerk hoch in die Kohlenwäsche. Dort trennte sich in Setzkästen, mit Hilfe von Schwerspat und Wasser, die Kohle von den Steinen oder Bergen. Die Berge wurden Waschberge genannt. Hier, an den Setzkästen, war Walter eingesetzt. Der Waschmeister belehrte ihn über die Aufgabe. Was war das doch für eine vielseitige Ausbildung, die ein Bergschulanwärter erfuhr! Dieser großartige Einsatz des Wassers und die Trennung der Kohle in Größen von Nuß I, II, III und IV. Die Kohle unter 5 mm Größe gelangte in die Absetztrichter für Feinkohle. Nachdem er diesen Betrieb etwa vier Wochen lang kennengelernt hatte, wurde der Wiegemeister krank. Maschinensteiger Dibbern stellte Walter an die Waagen und erklärte ihm, daß es dabei auf ein genaues Gewicht ankäme. Die Kohlen, die in Waggons verladen wurden, erhielten die Kunden. Fortlaufend kamen die Auftragszettel mit den entsprechenden Angaben über Sorte und Menge, sowie der Waggonnummer. Die Schicht verging wie im Fluge. Die Zeit war restlos ausgefüllt mit dieser interessanten Tätigkeit. Als der Wiegemeister wieder zurückkehrte, war Walters Arbeit übertage zu Ende. Er hatte wohl noch je zwei Schichten in der Schreinerei, in der Schlosserei und in der Schmiede zu verbringen, aber die Übertagezeit war vorüber.

Vor Kohle in Revier 2

Mit der Rückkehr nach Untertage wurde Walter einem neuen Revier zugeteilt. Er kam nach Revier 2 vor Kohle in Flöz Zollverein 9. Hier sollte das etwa 90 cm mächtige Kohlenflöz abgebaut und darin eine Strecke aufgefahren werden. Damit die Berge nicht transportiert werden brauchten, war soviel Damm mitzunehmen, damit dort das Gesteinsmaterial verpackt werden konnte. Er war dem Ge-

dingemacher von Schacht 6 zugeteilt. Gustav hieß er. Mit ihm hatte Walter einen äußerst intelligenten, gewandten und zähen Kumpel erhalten. In kurzer Zeit lernte er alle Grundregeln des Abbaues der Kohle, des Nachreißen des Hangenden, des Verfüllens des Dammes und des Ausbaues. Seine Arbeitspausen waren kurz. Ein 20 minütiges „Bergamt“ als Frühstückspause lehnte er ab. Die Folge davon war eine große Leistung. Der Hauer, Walter war vom Schlepper zum Gedingeschlepper befördert, und er verdienten viel Geld, auch wenn Walter 10 % weniger als Gustav erhielt. Sein Monatslohn betrug jetzt schon fast 1.000 Reichsmark. Mit der Beendigung des „Gedingesetzes“ wurde „das Ort“ mit anderen Bergleuten belegt. Walter kam wieder ins Revier 6 zurück.

Richtstrecke nach Osten

Die Richtstrecke nach Osten sollte verlängert werden. Es war vorwiegend Gesteinsarbeit. Ihr Querschnitt war beachtlich. Sie sollte doppelgleisig mit einem Fahrweg ausgebaut werden. Die Kappen waren 2,20 m lang, die Sohlenbreite betrug 3,20 m. Da das Gestein im Hangenden von Flöz Anna nur aus Tonschiefer bestand, machte es für die Schießarbeit keine Schwierigkeiten. Das Bohren in den Gebirgsschichten war einfach, wie auch die Bearbeitung des Gebirges. Der Ausbau mit den schweren eisernen Stempeln und Kappen war nicht so leicht wie mit Holz, da zwischen Kappe und Stempel der sogenannte „Kappschuh“ anzubringen war. Jedoch war bald auch diese Tätigkeit zu Ende.

Tanzstunde

Die letzten Ausbildungsstätten befanden sich alle in guter oder frischer Luft. Walter war gesund, frisch und munter. Da er später einmal an leitender Stelle stehen wollte, sollte seine gesellschaftliche Ausbildung keinen Mangel aufweisen. Die Tanzschule Winkler im Haus der „Gesellschaft Verein“ im II. Hagen in Essen wurde allgemein für eine sehr gute Tanzschule gehalten. Walter ging hin, um sich anzumelden. „Wir nehmen nur Abiturienten oder Herren mit Abitur.“ Das verschlug ihm die Sprache. Nachdem er dann der Dame im Büro erklärt hatte, daß die praktische Ausbildung als Bergbaupraktikant nur eine kurze Unterbrechung in der Vorbereitung auf das Abitur sei, wurde Walter in den Dienstagabendkursus aufgenommen. So erfuhr er, welche Bedeutung das Abitur auch in gesellschaftlicher Hinsicht hat. Sein Entschluß, die Reifeprüfung nachzuholen, stand jetzt felsenfest.

Herr Winkler hatte am ersten Abend nur die Herren zu einem Unterricht eingeladen. Dreißig junge Männer saßen erwartungsvoll auf den Stühlen an der Wand in dem großen roten Saal. Die Assistentin hatte sie hineingeführt. Herr Winkler erschien, ein schlanker Herr mit grauen Haaren, im schwarzen Anzug, silbergrauer Krawatte, weißem Hemd und schwarzen Lackschuhen, so als ob er gerade neu eingekleidet worden wäre. Aristokratisch seine Haltung und der Gesichtsausdruck. Die Vornehmheit strotzte aus allen Knopflöchern. Die Assistentin stellte ihn vor, und dann wurden ihm nacheinander die einzelnen Herren auf den Stühlen vorgestellt, und sie vergaß bei keinem „bitte aufstehen“ zu sagen. Jeder bekam von Herrn Winkler die Hand gereicht. In der Mitte des Saales stehend, begann er seine Einführung. Das Benehmen allgemein im Umgang mit den Mitmenschen wurde zuerst behandelt und später das Verhalten des Einzelnen. Über den Gang, die Haltung, die

Bewegung der Arme und Beine, die Kopfhaltung und die zweckmäßige und ordentliche Herrenkleidung sprach er fast zwei Stunden. Dabei führte er den Teilnehmern die verschiedenen Haltungen, Grimassen, Bewegungen usw. vor. Der folgende Dienstag wurde mit der praktischen Auswertung des Vorgetragenen von der Vorwoche verbracht. Die Herren hatten einzeln ihren Auftritt. Dabei korrigierte er die Haltung, den Schritt, die Bewegung der Arme, die Kopfhaltung, sowie die Kleidung. Es wurde erklärt, wann der Rock offen getragen werden dürfe und wann nicht. Auf gar keinen Fall dürfe der Rock offen sein, wenn der Herr einer Dame vorgestellt würde usw. Mit solchen praktischen Übungen ging der Abend schnell herum. Auch am dritten Abend blieben die Herren noch allein. Herr Winkler, begleitet von seiner Assistentin, begann ein Referat über Sitte und Anstand, z. B. wie man einen Besuch macht, wem man die Blumen überreicht, wie man der Dame die Hand küßt, wie tief die Verbeugung sein soll. Auch Tischsitten wurden behandelt. Wer zuerst das Glas Wein erhebt, wie weit der Teller am Tischrand zu stehen und wie überhaupt das Gedeck richtig zu stehen hat. Viele andere Kleinigkeiten wurden erwähnt. Dann hatten alle Herren vor der Assistentin eine Verbeugung zu machen und ihr einen Handkuß zu geben. Die geringste Abweichung von der Norm wurde vom Tanzlehrer gerügt. Walter war sehr dankbar für diesen so lehrreichen Unterricht. Davon konnte er viel für's Leben gebrauchen. Einen ähnlichen Unterricht werden wohl auch die Damen an den drei Abenden gehabt haben. Endlich, am vierten Abend, trafen nun die dreißig Herren mit den dreißig Damen zusammen. Die Damen hatten bereits ihre Plätze eingenommen als die Herren den Saal betraten. Eine Galerie junger, hübscher und erwartungsvoller Damen! Beide Reihen wurden von Herrn Winkler begrüßt und er meinte, daß wohl alle Voraussetzungen für einen guten Verlauf der Tanzstunde gege-

ben seien. Es erfolgte die Vorstellung der Herren und anschließend der Damen. Dabei achteten Herr Winkler und seine Assistentin auf die richtige Haltung der Personen und korrigierten sie notfalls. Jetzt konnte der eigentliche Tanzkursus beginnen. Herr Winkler führte die Schritte und Bewegungen des Herrn für den Marsch-Foxtrott vor, seine Assistentin dasselbe für die Damen. Auf beiden Seiten des Saales übten Herren und Damen unter Anleitung die Schritte. Nach einer Stunde hatten alle wieder Platz zu nehmen. Die Herren sollten das „Engagieren“ üben. Nach kurzer Zeit war Herr Winkler damit zufrieden. Es erfolgte das echte „Engagieren“. Während des Übens hatte Walter bereits eine junge Dame erblickt, die durch ihre Anmut ihm besonders gut gefiel. Sie hatte schwarzes Haar und braune Augen, sowie ein frisches, gesundes Aussehen. Vor ihr machte er seine gerade gelernte tiefe Verbeugung und lud sie zum Tanz ein. Ach, sie tanzte so leicht, wie eine Feder schwebte sie bei dem Marsch-Foxtrott dahin. Das war ein Gleiten, ein Bewegen, eine Eleganz, wie Walter sie noch nicht erlebt hatte. Er mußte sie immer wieder anschauen. In dem blauen Faltenrock und der weißen Bluse sah sie gut aus. Sie war entzückend. In einem Augenblick dachte er zurück an die Tanzstunde in Münster während seiner Soldatenzeit, und er erkannte den großen Unterschied zwischen dem Damenflor von damals und dem bei Winkler. Nachdem die Musik aufhörte, führte er seine Dame wieder zum Platz, nicht ohne sich mit einer artigen Verbeugung für den Tanz zu bedanken. Als alle wieder Platz genommen hatten, begann Herr Winkler mit seiner Kritik. Mit Gesten und den komischsten Bewegungen und Haltungen zeigte er den Herren, welche unglücklichen Figuren sie dargestellt hätten. In gleicher Weise wurden die Damen von der Assistentin kritisiert. Sie wurden jedoch mehr geschont als die Herren. Die Musik spielte zum zweiten Mal, und es gelang Walter, dieselbe Dame zu engagie-



Martha Rump

ren. Er war begeistert. Mit Bedauern vernahm er das Aufhören des Musikstückes. Wieder brachte er seine Dame zu ihrem Platz zurück. Eine gemäßigte Kritik von Herrn Winkler und seiner Assistentin folgte, die aber nicht lange dauerte. Wieder setzte die Musik ein, und Walter konnte seine Dame noch einmal auffordern. Seine Begeisterung wuchs, er stellte sich vor und fragte so höflich wie möglich, ob er sie nach Hause bringen dürfe. „Nein, ich gehe mit meiner Schwester nach Hause, die auch hier ist. Vielen Dank. Ich heiße Martha Rump!“ Kurz danach war der Tanz zu Ende. Die Dame wurde zum Platz geführt, und Walter ging in die Reihe der Herren zurück. Die für Walter so erlebnisreiche Tanzstunde endete mit einem Lob von Herrn Winkler. In den nächsten Unterrichtsstunden wurde One-Step, Two-Step, Walzer, Tango und Rheinländer geübt. Herr Winkler war ein hervorragender Lehrer und Beobachter. Er konnte selbst auch gut tanzen, und so standen Schülerinnen und Schüler staunend am Rande des Saales, wenn ihnen der gelernte Tanz zum Schluß dann in Vollendung von ihm und seiner Assistentin vorgeführt wurde. Im Laufe der Zeit hatte jeder Herr seine Dame gefunden. Für Walter war es daher eine Selbstverständlichkeit, daß er Martha Rump als seine Tischdame zum Mittelball einlud. Sie nahm die Einladung an. Es wurde ein sehr schöner Ballabend, an dem auch noch ihre Schwester mit ihrem Tischherrn Paul Schindler teilnahm. Nach Hause bringen durfte Walter seine Dame nicht. Schließlich endete auch dieser Tanzkursus mit dem Schlußball. Wieder kamen die gleichen Personen zusammen, tanzten und freuten sich ihrer Jugend. Am Tisch hatte auch noch Marthas ältere Schwester Lilly mit einem Herrn Platz genommen. Um 12.00 Uhr mußten die Rump-Mädchen zu Hause sein. Walter durfte wieder nicht mit. Allein auf dem Schlußball, tanzte er noch mit mehreren Damen bis 3.00 Uhr früh. Einsam ging er nach Hause. Die Bekanntschaft mit Martha Rump wäre damit zu Ende

gewesen, wenn nicht die Beamtenschaft des Steinkohlenbergwerks Zollverein Anfang April 1922 ein Frühlingsfest veranstaltete und sie nicht Walter dazu eingeladen hätte. Er rief Martha Rump an und lud sie zum Fest ein. Sie durfte jedoch nur der Einladung folgen, wenn ihre beiden Schwestern sie begleiten dürften. Walter's Bemühungen um weitere Karten waren von Erfolg gekrönt. So saßen beim Frühlingsfest im Casino des Steinkohlenbergwerks die gleichen Personen zusammen wie beim Schlußball. Es wurde eifrig getanzt, und man war sehr fröhlich gestimmt. Mit der letzten Straßenbahn fuhren die Rump-Mädchen nach Hause. Während einer Tanzpause hatte Walter wohl Martha einmal in die Augen geschaut, nachdem er sie vorher beim Tanz kräftiger geführt bzw. gedrückt hatte. „Nimm Dein Herz in Acht, Liebe kommt oft über Nacht“ schrieb sie als Antwort darauf auf Walter's Bierdeckel. Immerhin verabredeten beide ein Wiedertreffen.

Höhere Privatschule Dr. Leib

Am 1. April 1922 hatte er den Besuch der Abendschule der Höheren Privatschule Dr. Leib in Essen in der Lindenallee begonnen. Er hielt es für nötig, jetzt mit der Vorbereitung zum Abitur zu beginnen. Der Unterricht begann um 17.00 Uhr und endete um 22.00 Uhr. Nur samstags fand er von 16.00 - 20.00 Uhr statt. Zwischen Morgenschicht und Schule, oder Schule und Morgenschicht, waren die Schulaufgaben zu machen. Der Sonntag war ganz nur für die Aufgaben oder das Lernen vorgesehen. Es war eine strapaziöse Zeit. Während dieser Zeit stand Martha Rump samstags um 15.40 Uhr am Hauptbahnhof an der Haltestelle, holte Walter ab und ging mit ihm bis zur Lindenallee zur Schule. Dann verabschiedete sie sich von ihm mit „bis zum nächsten Samstag“. Während der Ferien durfte Martha am Samstagnachmittag drei Stunden mit Walter aus-

gehen. Sie trafen sich vor dem Saalbau in Essen und fuhren bis Alfredusbad mit der Straßenbahn. Dann gingen sie zur Baldeneyer Fähre. Das war ein herrliches altes Fachwerkhaus mit verschiedenen Stuben, in denen je drei Tische standen. Eine Petroleumslampe hing über jedem Tisch. In den Stuben war es dämmerig, und so wurden schon immer früh die Lampen angezündet. Es waren liebliche, erholsame Stunden, die beide bei Kaffee und Kuchen verbrachten. Die Zeit verging so schnell und Martha konnte und wußte soviel zu erzählen, daß Walter immer nur staunte. Martha's Eltern bewirtschafteten den Huyssenshof auf der Huyssenallee. Das war ein gutbürgerliches Restaurant, das sehr gut besucht wurde und wo man gut essen konnte. Daher kam Martha, die eifrig im Restaurant helfen mußte, mit vielen Leuten in Verbindung und erlebte eine Menge Erzählenswertes. Eines Nachmittags erzählte Martha, daß es ihrem Vater garnicht passe, daß sie mit Walter ausginge. Um das Verhältnis zu beenden, sollte sie ab 1. Oktober 1922 in ein Pensionat in Hannover und erst am 31. März 1923 nach Hause kommen. Tatsächlich reiste Martha ab. Aber es kam jede Woche ein Brief von ihr. Walter antwortete ihr jeden Sonntagmorgen gegen 3 Uhr, wenn er seine Schularbeiten beendet hatte. Die beabsichtigte Trennung blieb aus. Als sie wieder nach Hause kam, setzten sich die normalen Treffen fort. Nach einem solchen, wieder in der Baldeneyer Fähre, wollten die beiden wegen Vereisung der steilen Waldwege nicht zu Fuß zum Alfredusbad gehen, sondern die Eisenbahn von Hügel nach Essen benutzen. Walter löste zwei Fahrkarten zweiter Klasse. Es gab auch Fahrkarten dritter und vierter Klasse. Der Zug lief ein und als er hielt, öffnete Walter ein leeres Abteil. Martha stieg ein und setzte sich in die linke Ecke an der Wagentür. Walter folgte ihr und wollte gerade die Türe schließen; da sprang ein Pfarrer in das Abteil und setzte sich neben Martha. Walter nahm den Platz gegenüber, in der Ecke, ein. Durch die Anwesen-

heit des Pfarrers lief die Unterhaltung sehr spärlich. Erst als er in Essen-Süd ausgestiegen war, setzte sich Walter neben Martha und fragte sie, ob sie ihn gern habe. Dabei drückte er ihr einen schüchternen Kuß auf die linke Wange. „Ja, was denkst Du denn, weshalb ich mit Dir ausgehe?“ war ihre Antwort. Das war die einzige Liebesbezeugung des langandauernden Verhältnisses. — Eines Nachmittages, während der Ferien, erklärte sie, daß ihre Eltern aufs neue geschimpft und gefordert hätten, das Verhältnis endgültig zu beenden. Da wäre ein Justizbeamter, der sich sehr um sie bemühe, während er, Walter, zu jung wäre, nichts sei als Bergmann und eine Aussicht auf Heirat sich mindestens noch fünf Jahre hinzöge. Tatsächlich erklärte Martha, daß sie nun keine Zusage auf ein Treffen mehr machen könne. Sie führe am anderen Tage nach Köln. Vielleicht würde sie später einmal anrufen. Ein Anruf kam aber nie.

Einmarsch der Franzosen Passiver Widerstand

Am 11. Januar 1923 marschierten die Franzosen in das Ruhrgebiet und besetzten es so weit, wie Kohle abgebaut und gefördert wurde. Die Begründung für dieses Vorgehen, was den Bruch des Friedensvertrages bedeutete, war die angebliche Verzögerung von Kohlelieferungen, wie sie laut Versailler Friedensvertrag vorgesehen waren. Die Reichsregierung, nur mit der 100.000 Mann starken Reichswehr, war gegen diesen Gewaltakt militärisch ohnmächtig. Sie rief daher die Bevölkerung und die Industrie zum passiven Widerstand auf. Alle Betriebe im Ruhrgebiet, außer den lebensnotwendigen, lagen still. Auch der Bergbau hatte die Förderung eingestellt. Die Bergleute fuhren zwar an, spielten aber Skat oder trieben andere Spiele bzw. schliefen

usw.. Auf einer Gezähkiste sah Walter mit Kreide geschriebenen folgenden Spruch:

„Wenn Du eine Kiste siehst,
laß Dich sanft hernieder.
Denn der passive Widerstand
kehrt niemals wieder.“

Die Bergleute bekamen die Schicht normal bezahlt. Nur die Beamten, Bergschüler und Bergschulanwärter mußten arbeiten. Sie hatten in einem Streb zusammen etwa 50 Wagen Kohlen für das Kesselhaus zu gewinnen, damit genügend Dampf für die Fördermaschine und die übrigen Aggregate zur Verfügung stand. Während dieser Zeit erlebte Walter den tödlichen Unfall eines Kumpels. Nach Schichtende hatte er, eine Anzahl Bohrer auf der Schulter und mehrere Spitzeisen in der Hand tragend, auf dem Wege zum Schacht seinen Kumpel Hannes geweckt. Er war, auf einer Kiste liegend, fest eingeschlafen. Hannes stand auf und übernahm die Spitzeisen. Immer wieder gähmend jammerte er darüber, daß er nun schon wieder ausfahren müsse. Er hätte so gerne noch weiter geschlafen. So kamen sie an den Blindschacht, um von der 5. zur 4. Sohle zu klettern. Die Bohrer und die Spitzeisen wollten sie auf den Korb legen. Walter nahm die Bohrer von der Schulter, um sie auf den Korb zu legen, da stieß ihn Hannes zur Seite mit den Worten: „Du willst immer zuerst ran.“ Zugleich setzte er das rechte Bein auf den Korb, um die Spitzeisen darauf zu legen. Im gleichen Augenblick geht der Korb ruckartig hoch und zieht Hannes mit sich. Dabei geriet er zwischen Korb und Zimmerung und wurde elendiglich zusammengequetscht. Er fiel herunter in den Sumpf, und Walter zog ihn schnell heraus. Bei der Überprüfung des nassen Körpers konnte Walter jedoch nur noch den Tod von Hannes feststellen. Der Tote wurde auf eine herbeigeholte Bahre gelegt. Über die Fahrten kletterte Walter nach oben. In der

Mitte der Fahrschachthöhe kommt ihm August, ein nicht voll normaler Schlepper, mit knallrotem Gesicht entgegen. Walter war sehr erregt und schrie ihn an: „August, Du warst an der Bremse, der Hannes ist tot!“ „Nein, nein, nein,“ stotterte er, „ich war es nicht!“ Um Hilfe zu holen, kletterte Walter weiter nach oben. Auf der vierten Sohle traf er einige Bergleute und erzählte ihnen den Unfall. Nach entsprechender Absprache wurde dann Hannes hochgezogen und zum Tage gebracht. August feierte in der Folgezeit über 6 Wochen lang krank. Walter traf ihn eines Tages bei der Seilfahrt wieder und fragte ihn, ob er sich gemeldet habe. Als er dies verneinte, drohte ihm Walter eine so gründliche Tracht Prügel an, daß er seine Knochen zählen könne, falls er sich nicht bald melden würde. Unterdessen war Walter in den Verdacht geraten, den Unfall verschuldet zu haben. Besonders der Unfallsteiger Oehlmann drängte Walter fast in jeder folgenden Schicht zu einem Geständnis. Eines Tages verbat Walter sich diese Verdächtigungen, und beinahe wäre es zwischen ihm und Oehlmann zu einer Prügelei untertage gekommen. Bei der Vernehmung durch die Bergbehörde stellte sich dann heraus, daß August inzwischen ein Geständnis abgelegt hatte und an der Bremse gewesen sei. So brauchte Walter nur noch den Hergang des Unfalles zu schildern.

Neun Monate dauerte der passive Widerstand. Der neue Reichskanzler Stresemann hob den passiven Widerstand im September auf. Alle kehrten an ihre Arbeitsplätze zurück. Die Kosten des passiven Widerstandes gingen in die Milliarden. Wenn ohne Produktion immer neues Geld gedruckt wird, bedeutet das eine galoppierende Inflation. Es wurde bald nur noch mit Milliarden und Billionen gerechnet.

Erste Meldung zur Reifeprüfung

Der Besuch der Abendschule der Höheren Privatschule Dr. Leib ging im September 1923 zu Ende. Walter meldete sich nun beim Provinzialschulkollegium der Rheinprovinz in Koblenz mit allen vorgeschriebenen Unterlagen zur Sonderreifeprüfung für das Frühjahr 1924 an. In der Zwischenzeit legte er die Aufnahmeprüfung für die Bergschule Essen ab. Anfang Dezember erhielt er die Nachricht, daß er zum 1. Januar 1924 in die Bergschule aufgenommen sei. So groß die Freude darüber auch war, bedauerte Walter es sehr, daß er seine Meldung zur Reifeprüfung zurückziehen mußte, weil ihm wichtige Vorbereitungsmonate fehlten. Gerade hatte er an das Provinzialschulkollegium geschrieben, da teilte ihm die Bergschule Essen mit, daß der Lehrgang 60 erst zu Johanni, am 24. Juni 1924 beginnen könne und bei der großen finanziellen Not, in der sich der Bergbau z. Zt. befände, ein monatliches Schulgeld von 5 Rentenmark zu zahlen sei. Dieser Betrag war viel Geld. Nach der Währungsreform vom Dezember 1923 war eine Billion Reichsmark = 1 Rentenmark. Der monatliche Verdienst schwankte bei Walter zwischen 70 und 80 Rentenmark. Wegen des niedrigen Standes der Bergarbeiterlöhne brach im Mai 1924 ein sechs Wochen dauernder Streik aus. Er endete mit einem sehr bescheidenen Ergebnis.

Im Aufbruch 2, östlicher Blindschacht, 7. Sohle

Während der höchsten Flut der Inflation lagen die Gruben im Ruhrgebiet mehrere Wochen still. Nach der Währungsreform nahmen sie nach und nach die Förderung wieder auf. Walter war sofort wieder angelegt worden und kam zu zwei Gesteinshauern, die den vorgenannten Aufbruch von der 7. zur 6. Sohle hochbrechen sollten. Es waren prächtige

Kumpel. Fachlich große Könner und menschlich kameradschaftlich Vorbilder. Von ihnen war Walter sehr beeindruckt. Die Arbeit begann mit der Schaffung eines Raumes für den Schachtstuhl an der Basis. Dabei lernte Walter, mit welcher minuziösen Sorgfalt bei diesen Arbeiten vorgegangen werden mußte. Allein die Verblattung der Hölzer war technisch wundervoll durchdacht. Der Querschnitt des Schachtes war gestaltet durch die beiden Jochhölzer von je 3,74 m Länge, die beiden 2,10 m langen Kappen und die beiden Einstriche, die die Unterteilung in die beiden Fördertrume und das Fahrtentrum vornahmen. Als der Schachtstuhl stand, begann das Hochschießen. Sobald genügend Platz vorhanden war, wurde die eiserne Bühne angelegt. Sie bestand aus Eisenbahnschienen, die passend geschnitten mit Winkeleisen versehen waren, damit sie genau zwischen den Jochhölzern festlagen. Das Außentrum enthielt den Steinkasten, das Mitteltrum den Förderschacht. Spurlatten im Fördertrum dienten der Führung des Förderkübels, der ein rechteckiger Kasten aus Holz war. Er wurde am Seil von einem Haspel hochgezogen bzw. herunter gelassen. Als Haspel war ein Zwillingshaspel der Firma Eickhoff vorhanden, mit liegenden Zylindern. Eine wunderbare Maschine. Ihr gleichmäßiger Lauf und ihre Zugkraft setzten Walter immer wieder in Erstaunen. Nachdem der Aufbruch schon mehrere Meter hoch über den Stuhl hinaus war, übernahm Walter nur die Arbeit auf der Sohle. Die Steine oder Berge aus dem Steinkasten waren in die Wagen zu verladen und alle Bedarfsartikel, die die beiden Kumpel auf der Bühne brauchten, hochzuziehen. Er war während der ganzen Schicht beschäftigt. Die Arbeit war wechselreich und interessant. Als der Schacht 35 m hoch war, schied der zweite Gesteinshauer aus. Walter mußte nun mit auf die Bühne. Der Haspel wurde jetzt von einem neuen Schlepper bedient. Die Bewetterung erfolgte durch ein vorgebohrtes Loch von 300 mm Durchmesser zur Wetter-

strecke zwischen 6. und 5. Sohle. Die Wetterführung war nach dem Weiterteufen des Schachtes 6 bis unterhalb der 7. Sohle umgestellt worden, so daß das Wetterloch die Luft absaugte. Die Bühne hatte immer frische Luft. Selbst Staubwolken, die nach dem Schießen oder beim Abräumen der Bühne entstanden, waren schnell verschwunden. Bei der Arbeit hatte sich der Gang so eingestellt, daß nach Möglichkeit die Morgenschicht den Abschlag bohrte, sprengte und die Bühne abräumte. Die Mittagschicht zog das Holz, setzte einen neuen Rahmen und legte die Bühne höher. Der Schlepper auf der Sohle am Haspel hatte alle die Arbeiten zu erledigen, die Walter vor ihm tat. So war das ein harmonisches Arbeiten zwischen den beiden Parteien. Walter's Kumpel war ein echter Kamerad. Gerhard Lucius hieß er und genoß auf der Schachanlage ein großes Ansehen. Die Zusammenarbeit war ausgezeichnet. Die Leistung war beachtenswert. Walter verdiente fast 300 Rentenmark. Er war inzwischen Bergschüler geworden. Nach der Morgenschicht nahm er täglich von 16.00 Uhr bis 19.40 Uhr am Unterricht teil. Anschließend waren die Schulaufgaben zu machen. Auch der Sonntag stand ganz unter dem Zwang der Aufgaben. Walter fühlte sich trotzdem wohl und kam den Anforderungen gut nach. Er fühlte sich als Bergschüler verpflichtet, keine Schwächen zu zeigen. Bis dahin hatte er nicht nur die schwierigen Arbeitsstellen überwinden können, sondern auch die Anderthalbschichten, die dienstags und freitags in den Jahren 1920-23 verfahren wurden. 10 1/2 Stunden dauerte zweimal in der Woche die Schicht. Auf diese Weise wurde die Siebenstundenschicht unterlaufen, und es kamen im Durchschnitt 8 Stunden heraus. Die Anderthalbschichten waren jedenfalls viel strapaziöser, als wenn man eine Achtstundenschicht, wie sie seit der Währungsreform in Kraft war, gewählt hätte. Der Bergmann erhielt nach der langen Schicht jedesmal ein Pfund Schweineschmalz gratis. — Der Auf-

bruch war immer höher geworden und hatte schließlich in 84 m Höhe das Flöz Katharina erreicht. Beim Durchfahren des Flözes ergaben sich zum ersten Mal leichte Ansammlungen von Grubengas. Erst wenn die Luft rein war, d. h. der Methangehalt unter 1 % lag, konnte geschossen werden. Den Gehalt konnte man an der blauen Aureole über der Benzinflamme am Geleucht erkennen. Als der Schacht aber die Anthracosien-Schichten über Flöz Katharina erreichte, brach das Methangas in solch großen Mengen aus, daß die Lampen von der hohen Aureole heiß waren. Gerhard und Walter hatten den Abschlag gebohrt und waren dabei, die Bohrlöcher mit Sprengstoff zu besetzen. „Wir schießen aber nicht von der Schutzbühne ab, das ist zu gefährlich. Wir gehen runter in die Richtstrecke 7. Sohle.“ „Nein, das kommt nicht in Frage. Ich klettere doch nicht 84 m runter und 84 m wieder rauf,“ antwortete Gerhard. Als die Löcher besetzt waren und das Gezähe (Werkzeug) in Sicherheit war, ging Walter herunter zur Schutzbühne, nahm die Zündmaschine auf die Schulter und kletterte die Fahrten bis zur 7. Sohle hinunter. Fluchend und schimpfend folgte ihm Gerhard, und er vergaß nicht, über die Beserwisser der Bergschüler, diese Stehkragenproletarier, die Pannschüppengymnasiasten, seinen Spott auszuschütten. Die Schießleitung führte noch vom Beginn der Arbeiten an in die Richtstrecke. Hier fanden beide sicheren Schutz. Walter schloß die Zündmaschine an und drückte die Schubstange herunter. Ein furchtbarer Knall und ein ohrenbetäubender Lärm mit einer riesigen Staubwolke bis in die Richtstrecke folgten. Walter flog gegen die Seile der Seilbahn und gegen den Ausbau, so daß er an der rechten Hand und am Kopf blutete. Gerhard war mit dem Kopf gegen den Ausbau gestoßen und hatte eine klaffende Wunde an der Stirn, die stark blutete. „Gott verdorrich, Gott verdorrich, Gott verdorrich,“ hörte Walter ihn ununterbrochen schimpfen. Das hatte er nicht erwartet. Als die Wun-

den nicht mehr bluteten, der Staub abgezogen und die Luft rein war, sah man im Förderschacht Balken und Bretter, Steine und Gezähe liegen. Dann ging es die Fahrten hoch. Ein Bild der Zerstörung erwartete sie oben. Die Schutzbühne war weggerissen, der Bretterverschlag des Fahrschachtes zerstört, die Kurzfahrte lag im Steinkasten, wie auch mehr als die Hälfte der eisernen Kappen der Bühne. „Gott verdorrich, Gott verdorrich, Gott verdorrich,“ das war der Kommentar von Gerhard zu dieser Schlagwetterexplosion. Während der Schulferien hatte Walter Wechselschicht. Auf der Mittagsschicht kam er zu Willi Schwulera. Immer noch trat Methangas in größeren Mengen aus; obwohl das Vorbohrloch stark saugte, konnte es doch die Mengen kaum bewältigen. Eines Nachmittags hatten Schwulera und Walter den Rahmen zu legen. Sie waren damit und der Verschalung, dem Höherziehen des Steinkastens, der Verlegung der Arbeitsbühne und der Schutzbühne sowie der Rolle für das Förderseil voll beschäftigt. Gegen Ende der Schicht wurden beide furchtbar müde. Nach der Ausfahrt taumelte Walter wie ein Betrunkener nach Hause und schlief vor dem Abendessen am Tisch gleich ein. Willi Schwulera aber hatte sich auf dem Heimweg und in der Nacht mehrfach übergeben müssen. Bald danach waren die Methan führenden Schichten vergessen. Der Aufbruch hatte die Höhe der Wetterstrecke erreicht. Jetzt mußten wieder ein Schachtstuhl errichtet und die Haspelkammer hochgebrochen werden. Nach Beendigung des Aufbruches erhielt Walter eine neue Arbeit.

Im Gesenk

Gegenüber vom 2. Blindschacht auf der 7. Sohle war ein Gesenk niederzubringen. Die Arbeitsrichtung ging nach unten. Das Gestein mußte anders bearbeitet werden. Sorffällig war der Ansatz der Bohrlöcher vorzunehmen. Während beim Hochbrechen mit Zeitzünder der ganze Abschlag geschossen werden konnte und durch das Abräumen der Arbeitsbühne Ladearbeit ausgeschlossen war, mußte hier nach dem Schießen des Einbruchs dieser erst vom losgestoßenen Gestein befreit werden. Das geschah durch Ladearbeit in den Kübel. Mit Hilfe des Kübels wurde das Gestein hochgezogen und in den bereitstehenden Wagen gekippt. Da auch die einzelnen Kränze so behandelt wurden, konnte so planmäßig wie im Aufbruch im Gesenk nicht gearbeitet werden. Die Holzrahmen waren jetzt nicht aufzusetzen sondern aufzuhängen und fest zu verkeilen. Die Arbeit ging langsamer voran. Das Tempo fehlte, obwohl fleißig gearbeitet wurde. Der Verdienst war geringer als vorher. Dazu kamen die schwierigen Luftverhältnisse. Es mußte die Bewetterung durch eine Luttenleitung erfolgen. Nach dem Schießen dauerte es verhältnismäßig lange, bis der Arbeitsraum auf der Sohle wieder schwadenfrei war. Die Temperatur lag bei 27°C , so daß es Walter bei der Arbeit sehr warm wurde. Drei Monate dauerte diese Arbeit. Dann war das Gesenk eingestellt worden, weil erst im Unterwerksbau von Schacht 6 aus, im Flöz Mathilde, die Verbindungsstrecke hergestellt werden sollte. In diese Arbeitsstelle wurde Walter anschließend verlegt.

Im Unterwerksbau

Der Schacht 6 hatte für die geplante 8. Sohle schon ein großes Füllort erhalten. In diesem Füllort sollte die Mauer durchbrochen und im Flöz Mathilde nach Osten zu die Richtstrecke bis in Höhe von Gesenk 1 aufgefahren werden. Kumpel von Walter war der Gedingesetzer, wie er ihn in Flöz „Zollverein 9“, Revier 2, schon erlebt hatte. Wühlen, wühlen und nochmals wühlen. Als der Fahrsteiger Lagemann kam und ihm das Gedinge von 22 Wagen Kohle pro Schicht vorschlug, stimmte er freudig zu. „Selbstverständlich, Herr Fahrsteiger, das nehmen wir an. 22 Wagen schaffen wir.“ Nachdem die Einrichtungsarbeiten, Aufbrechen, Abräumen, Einrichten, Vermessen usw. erledigt waren, lag die Ortsbrust der Strecke frei. Beim ersten Eindringungsversuch in die Kohle, das Flöz hatte etwa 0,90 - 1.00 m Mächtigkeit, erlebte der Kumpel eine große Enttäuschung. Der Abbauhammer drang wohl mit dem Spitzeisen in der ganzen Länge ein, aber die Kohle brach nicht aus, so sehr er sich auch damit abmühte. Das Spitzeisen saß fest in der unverritzten Kohle. Er zog den Hammer ab und versuchte nun, mit dem Schlägel das Spitzeisen zu lockern. Schließlich gelang es ihm, das Eisen frei zu bekommen. Aber außer dem etwa 25 cm tiefen Loch war nichts erreicht worden. Die ganze Schicht probierten nun beide abwechselnd, mit dem Hammer Kohle loszubrechen; aber vergebens. Die Kohle war ebenso fest wie das Gestein. Stellenweise kam man mit dem Spitzeisen leichter in das Gestein als in die Kohle. Walter hatte nun schon mehrere Kohlegewinnungsmöglichkeiten kennengelernt. Zuerst das Schießen in der Kohle und das Hauen und das Reißen mit der Hacke. Dann die Hauhinco-Hacke mit dem kleinen Abbauhammer am Stiel, ein Gerät, das in normaler Kohle gut anwendbar war. Jedoch wurde es vom Bergmann nicht geliebt. Danach brachte Hauhinco den Abbauhammer ohne

Stiel. Er war noch klein und gut handlich, aber seine Kraft reichte nur für mittlere Kohle. Schließlich kam der schwerere, der in der festen Kohle Anwendung fand. Hier, in Mathilde, versagte er. Mittags ging der Kumpel zum Fahrsteiger und berichtete ihm über die angetroffenen Verhältnisse und verlangte, schießen zu dürfen. Wegen der Erhaltung des Mauerwerks des Füllortes war das verboten. Es wurden kleine Schüsse mit 100 g Besetzung erlaubt. Die Sprengstoffkosten sollten aber im Gedinge liegen. Erst wenn zehn Meter aufgefahren sein sollten, durften tiefere Schüsse angelegt werden. Mehr als 300 g Sprengstoff je Schuß durften nicht verwendet werden. Es wurde eine harte Arbeit. Die beiden Bergleute mühten sich noch und noch, aber es war kein Erfolg zu erzielen. Nach Abzug der Sprengstoffkosten verblieb ihnen ein Lohn von RM 4,38, während der Hauerdurchschnittslohn auf RM 7,90 stand. Trotzdem der Kumpel beim Fahrsteiger lamentierte, blieb es bei diesem Lohn. Etwa 100 RM erhielt Walter ausbezahlt. Für ihn war dies eine große Lehre. Er kam zu der Erkenntnis, daß eine schwere oder schwierige Arbeit häufig am schlechtesten bezahlt wird. Damals und auch im späteren Leben hat er die Gründe dafür nie erfahren können. Diese Arbeit war eine Quälerei! Um das Hochziehen des gebrochenen Gesteins zu ersparen, mußten 8 m Damm in der Kohle mitgenommen werden. Die Kohlenmengen aus dem Damm wurden bis zum Wagen geschafft und mußten 2 - 3 mal umgeschaufelt werden. Dann wurde der Wagen zum Schacht gebracht. Eine Haspelförderung mit Seilfahrberechtigung brachte den Wagen zur 7. Sohle. Ein leerer Wagen wurde herunter geschickt. Das Spiel begann aufs neue. Auf diese Weise hatte Walter oft 66 Wagen Kohlen auf der Schuppe gehabt. Weil er in diesem Schulsemester vormittags von 7.00 - 10.30 Uhr am Unterricht in der Bergschule teilnehmen mußte, hatte er Mittagsschicht. An einem Samstagvormittag war er nach der Schule nach Hause

gekommen und hatte die verbleibende Zeit bis zum Mittagessen mit der Erledigung von Schularbeiten verbracht. Dann war er zur Arbeit gegangen. Nachdem er sehr fleißig war, aß er in der kurzen Pause sein Butterbrot und ging wieder an die Arbeit. Er schaufelte die Kohle um. Plötzlich durchzog ihn ein großer Schmerz, und die Schaufel fiel ihm aus den Händen. Eine Zeit lang wartete er, aber die Kraft war aus den Händen verschwunden. Es war für ihn unglaublich, daß es so etwas gab. Die Schmerzen im Rücken wurden stärker, und er kroch aus dem Damm. Der Kumpel kam zum Arbeitsort zurück, sie aßen ihre Brote zu verschiedenen Zeiten und sah Walter zusammengebrochen am Stoß sitzen. „Was ist denn mit Dir los?“ „Ich kann nicht mehr!“ „Du bist kreideweiß. Ich fahr mit Dir sofort hoch, damit Du ausfahren kannst!“ Mit diesen Worten hakte er Walter unter und brachte ihn zur 7. Sohle. Ein Anschläger vom Schacht übernahm ihn und brachte ihn zu Tage. Nachdem er eine halbe Stunde lang auf einer Bank in der Kaue gelegen hatte, zog er sich langsam aus und kroch mehr als er ging zur Brause. Das heiße Wasser auf dem Rücken war eine Wohltat und bewirkte, daß er sich wieder strecken konnte. Als er endlich angezogen war, ging er mit einem ihm unbekannten Kumpel nach Hause. Sofort legte er sich ins Bett. Am Sonntagvormittag kam der Hausarzt, Dr. Kondring, Chefarzt des St. Vincenz-Krankenhauses und Knappschaftsarzt zu Walter und stellte fest, daß eine vollkommene körperliche Überlastung bis zur Auslaugung vorläge und er mindestens 6 Wochen krank feiern müsse. Am Montag solle er gegen Abend aufstehen und in die Sprechstunde kommen. Hier fand eine gründliche Untersuchung von oben bis unten statt. Schließlich meinte er: „Solche schweren Arbeiten dürfen Sie nie wieder machen, wenn Sie nicht Frühinvaliden werden wollen. Wechseln Sie die Schachtanlage. Vielleicht finden Sie bessere Arbeitsbedingungen. Sie haben in der Nierengegend

und an der Wirbelsäule schwere Muskelverzerrungen." Tabletten, Säfte und Wildunger Helenenquelle verschrieb er ihm. Acht Tage mußte Walter auch in der Bergschule fehlen. Er besuchte sie wieder, obwohl die Gesundung nur langsam Fortschritte machte. Nach 6 Wochen bat er den Arzt, ihn wieder arbeitsfähig zu schreiben.

Wechsel der Schachtanlage

Mit diesem Attest ging Walter zur Schachtanlage 1/2 des Steinkohlenbergwerks Zollverein in Katernberg. Er meldete sich am Schalter „Arbeiterannahme". Hier saß der Fahrsteiger Flake. Walter stellte sich als Bergschüler vor und gab an, die Bergschule in Essen wünsche, daß die Schachtanlage gewechselt würde und dies in seinem Falle sogar erforderlich sei, weil auf der Schachtanlage 6/9 z. Zt. und auch nicht während seiner weiteren Ausbildungszeit ein Querschlag aufgefahren würde. Das mußte in seinem Zimmer, durch die offene Tür hindurch, der Betriebsführer Bohnenkamp gehört haben. Er kam an den Schalter und fragte: „Sind Sie der Bergschüler Semmler aus Stoppenberg?" „Ja", antwortete Walter. „Dann kommen Sie bitte durch die Steigerstube zu mir!" Walter tat, wie ihm geheißen. Der Betriebsführer bot ihm einen Stuhl an, erklärte ihm den Betrieb, und erst dann ging er auf seinen Wunsch ein. „Selbstverständlich können Sie bei uns anfangen. Wann wollen Sie? Sie kommen in den Störungsquerschlag auf der 6. Sohle, 3. östliche Abteilung. Sie ziehen sich in der Steigerkaue um. Beamtenanwärter gehören in die Steigerkaue." Über eine Stunde lang hatte Herr Bohnenkamp mit Walter gesprochen. Mehr als fünf Jahre war er auf der Schachtanlage 6/9, aber nicht ein einziges Mal hatte er den Betriebsführer an seinen Arbeitsplätzen gesehen. Er erinnerte sich daran, daß er zu Beginn als Bergschulanwärter

ihm Sonntag morgens um 11 Uhr einen Besuch machen wollte. Ein Kläppchen an seiner Haustüre wurde geöffnet und Walter wurde gefragt, was er wolle. „Dem Herrn Betriebsführer sich vorstellen und einen kurzen Besuch machen.“ „Einen Augenblick!“ Die Klappe wurde geschlossen. Eine andere Frauenstimme ertönte nach fünf Minuten: „Melden Sie sich Montagmorgen am Schalter 6 bei Steiger Wehner.“ Welch ein Unterschied! Der Betriebsführer Bohnekamp war ein Mann von Format, im dunkelblauen Anzug, mit gepflegtem Gesicht, einer geraden Haltung und einem freundlichen, verbindlichen Wesen. Auf dieser Anlage glaubte Walter sich wohl zu fühlen.

Im Störungsquerschlag

Hermann Seidensticker war der neue Kumpel, der Walter übertage in Empfang nahm. Er fuhr mit ihm an und machte ihn auf die normalen Abläufe der Seilfahrt aufmerksam. Schon die Hängebank in der großzügigen Anlage erweckte Walters besonderes Interesse. Die Förderkörbe, je 4 Wagen auf drei Etagen, waren von ganz anderen Ausmaßen als auf 6/9. Alle Sätze waren so hoch, daß man während der Seilfahrt stehen konnte. Das Füllort der 6. Sohle war groß und mit sechs Gleisen versehen; elektrische Förderung oder Druckluftlokomotivförderung. Walter nahm die neuen Eindrücke begierig auf und sah sich immer wieder um. Der Querschlag war elektrisch erleuchtet. Auch die östliche Richtstrecke und ebenfalls der dritte Abteilungsquerschlag, so weit es die Vortriebsarbeiten erlaubten. Etwa 100 m von dem Abzweigungspunkt des Abteilungsquerschlages nach Norden war am Weststoß der Störungsquerschlag angesetzt. Er verlief, entsprechend dem Störungsverlauf, recht verschieden, aber in westlicher Richtung. Da er nur eingleisig und leicht ansteigend aufgefahren war, konnten

die gefüllten Bergewagen leicht ablaufen bis zum Abteilungsquerschlag. Hermann Seidensticker stellte sich mit einem kurzen Gespräch über sein Leben vor. Er war glücklich verheiratet und hatte drei Kinder. Seine Familie war sein ganzer Stolz. Für sie lebte und arbeitete er. Als Walter von seinem bisherigen Leben und seinen Erlebnissen berichtete, erklärte Hermann Seidensticker, daß dieses Einführungsgespräch notwendig sei, damit man sich bei der Arbeit besser verstehe. Das war eine feine Art, auf den Arbeitskameraden einzugehen. Hier konnte Walter etwas lernen. Die Arbeit lief prächtig ab. In der ersten Schicht lud Walter 13 Wagen Berge, lief mit jedem einzelnen durch den Störungsquerschlag bis zum Abteilungsquerschlag, schwenkte den Wagen ins Gleis und holte einen leeren. Der leere Wagen mußte bergan geschoben werden. Die Schicht ging zu Ende, und Walter fühlte sich recht wohl. Er sprach dem Kumpel seine Anerkennung für die planmäßige Arbeitsweise, die Sauberkeit des Arbeitsplatzes und die Vermeidung großer körperlicher Anstrengung aus. Beim Schießen wurden eiserne Platten vorgelegt, damit die Steine auf einer glatten Unterlage leichter weggeschaufelt werden konnten. Die Einarbeitung erfolgte schnell und gut. Schon in der dritten Schicht erschien der Betriebsführer. Zuerst diskutierte er mit Walter über die Aufgabe des Querschlages. Es sollte Klarheit darüber geschaffen werden, ob das ganze Flözpaket um Flöz Sonnenschein durch die Störung so sehr verworfen war, daß ein ordnungsmäßig geführter, großzügiger Abbau nicht möglich war. Mit einem Stück Kreide zeichnete der Betriebsführer auf einer Kiste das Problem auf. Die Störung wechselte fortlaufend das Einfallen, und so würden bei Anwendung der v. Carnall'schen Regeln die unsinnigsten Verhältnisse herauskommen. Deshalb mußte der Querschlag bis zu einem verworfenen Flözteil getrieben werden. Wer hatte schon einmal mit Walter so über eine Aufgabe gesprochen? Mit Handschlag und

Glückauf sowie dem Wunsche nach erfolgreicher Arbeit verabschiedete sich Bohnenkamp. Tatsächlich erreichte der Querschlag den erwarteten verworfenen Flözteil. Dieses Mal kam der Betriebsführer mit dem Obersteiger Tönshoff und dem Reviersteiger. Es wurde noch einmal diskutiert. Dann ordnete Bohnenkamp an, daß der Störungsquerschlag stillgelegt wird. Damit ging diese aufschlußreiche Arbeit zu Ende. Der nächste Arbeitsplatz war im doppelspurigen Querschlag nach Norden.

3. östliche Abteilung, Querschlag nach Norden

Der Querschlag wurde 3,40 m breit in der Sohle aufgefahren und hatte, neben der zweigleisigen Bahn, noch einen breiten Fahrweg. Er sollte schnell aufgefahren werden und war deshalb mit je drei Mann auf drei Dritteln belegt. Walter kam als 3. Hauer in das Drittel der Morgenschicht zu Heinrich Ladewig als Drittelführer. Kurt Emmerich war der 2. Hauer. Von dem Bergschüler waren sie nicht besonders erbaut und ihm gegenüber mißtrauisch. Sie fürchteten, daß er möglicherweise durch geringe Leistung ihren Lohn drücken könnte. Diese Zweifel legten sich bald. Die Arbeit im Team lief programmäßig ab, so daß die vorgesehenen Leistungssteigerungen erzielt werden konnten. Walter mußte viele neue Arbeiten verrichten. Das Bohren mit dem Bohrhämmer mit Hilfe von Stützen oder mit dem Fuße. Das Vorpfänden an der Firste. Das Auflegen der Kappen auf die Träger usw.. Monat um Monat verging in harmonischer Arbeit. Einen Monat lang mußte Walter nun auch die selbständige Schießarbeit ausüben. Jeden Morgen hatte er den Schießkasten in Empfang zu nehmen, über Einnahme und Ausgabe der Patronen sowie der Zünder genau Buch zu führen und den Kasten vor der Ausfahrt wieder abzugeben. Ohne diese Ausbildung konnte man die Qualifikation eines

Gruben- und Tagessteigers nicht erhalten. Bald danach fand die Abschlußprüfung auf der Bergschule statt. Walter bestand sie, bewarb sich aber nicht um eine Stellung, weil er im Herbst mit dem Studium beginnen wollte. Einige Wochen danach kam der Obersteiger Tönshoff vor Ort. Nach dem Glückauf-Gruß meinte er zu Walter: „Herr Semmler, Sie sind doch Steiger, da gehören Sie doch in die Aufsicht. Wir haben in Revier 5 eine Stelle frei, die können Sie sofort antreten.“ „Vielen Dank, Herr Obersteiger, ich möchte die Stelle nicht annehmen.“ „Warum das denn?“ „Ich will studieren.“ „Sie haben doch gar kein Abitüre!“ „Das muß ich nachmachen.“ „Na, das haben aber viele schon versucht.“ „Ich werde es auch versuchen.“ „Viel Glück dazu und Glückauf!“ Dann ging er. Zum 15. Oktober 1926 kündigte Walter sein Arbeitsverhältnis. Die praktische bergmännische Ausbildung hatte nun ein Ende gefunden. Es gab herzliche Verabschiedungen vom Betriebsführer, Obersteiger und allen Steigern, mit denen Walter zu tun hatte. Mit seinen Arbeitskameraden machte Walter eine kleine Abschiedsfeier.

Besuch der Bergschule Essen

Walter war in den Lehrgang 60 der Bergschule Essen auf Grund der bestandenen Prüfung aufgenommen worden. Er dauerte vom 24. Juni 1924 bis zum 24. Juni 1926, zwei volle Jahre. Abgesehen von den Ferien, fand der Unterricht täglich vormittags von 7.00 - 10.30 Uhr oder nachmittags von 16.00 - 19.30 Uhr statt. Nebenher war täglich die entsprechende Schicht zu verfahren. Bei allen Bergschulanwärttern war die Bergschule Essen als eine leistungsfordernde Schule bekannt. Sie wurde von Prof. Dr. Ing. Friedrich Herbst geleitet, einem Mann, der sich sowohl durch große

praktische wie auch wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnete. Von ihm und dem Direktor der Bergschule Bochum, Prof. Dr. Ing. Heise, wurde die Bibel der Bergbaustudierenden, die zweibändige Bergbaukunde, herausgegeben. Sie stellte auch für die in der Praxis stehenden Bergleute ein wichtiges Nachschlagewerk dar. Walter bekam dieses Werk in seiner 5. Auflage. Andere, größere Lehrbücher für die Bergschule gab es nicht. In einer 100 Minuten dauernden Lehrstunde trugen die Lehrer den Stoff vor und fragten ihn in der folgenden Stunde kurz ab. Nur für Chemie und Physik war ein dünnes Lehrbuch vorhanden. Sowohl für den Lehrer wie auch für den Schüler war der Unterricht recht anstrengend. 100 Minuten Vortrag, 100 Minuten zuhören und aufnehmen, das erforderte Anspannung und Aufmerksamkeit. Nach zehn Minuten Pause wurden dann noch 100 Minuten in einem anderen Fach unterrichtet. Der Diplom-Bergingenieur Hentschel verausgabte sich in dem Fach Bergbaukunde fast bis zur Erschöpfung. Nach seinem lebhaften und interessanten, an Beispielen reichen Unterricht machte er seine Eintragung am Pult. Dann merkte man ihm deutlich die Anstrengung an. Nicht alle Lehrer engagierten sich so sehr. Sie handhabten den Unterricht ruhiger, vielleicht auch methodischer. Da war der Professor Dr. Fuchs, Lehrer für Chemie und Physik. Er strahlte eine Ruhe aus, daß selbst der ängstlichste Bergschüler seine Furcht verlor, wenn er an der Tafel erklären mußte. Walter lernte viel bei diesem Lehrer. Auch der Regierungsbaumeister Türk war von ruhigem Format. Sein Unterricht war stets gewürzt durch ironische Bemerkungen. Sie hielten, besonders im Nachmittagsunterricht, auch den müdesten Schüler wach. Der Unterricht in Elektrotechnik war sehr lehrreich. Klassenlehrer Schultz führte die Klasse oder den Lehrgang. Er war Ingenieur, wahrscheinlich Maschinen-Ingenieur. „Kinners, ich bin der Ingenieur Schultz, Euer Klassenlehrer. Ich bin kein Diplom-Ingenieur,

weil es zu meiner Zeit noch nicht diesen Titel gab. Deshalb können wir aber doch gut zusammen arbeiten." Mit dieser leutseligen Begrüßung übernahm er die Klasse, die aus 25 Bergschülern bestand. Davon hatten 17 die mittlere Reife oder Primareife und 8 kamen von der Bergvorschule. Es war eine Versuchsklasse. Prof. Dr. Herbst wollte herausfinden, ob die praktische Ausbildung, zusammen mit dem zweijährigen Besuch der Bergvorschule, bessere Voraussetzungen für den Besuch der Bergschule schaffe als der Besuch der Höheren Schule ohne Bergvorschule. Nach Ablauf des Lehrgangs stellte sich aber doch heraus, daß die Schüler mit höherer Vorbildung die besseren schulischen Ergebnisse aufwiesen. Bei den mit „gut“ abgegangenen Absolventen war kein Bergvorschüler. Die höheren Schüler brauchten auch weiterhin nicht zur Bergvorschule. Trotz der unterschiedlichen Vorbildung war die Kameradschaft von Anfang an gut, wenn sie auch später durch Ereignisse getrübt wurde, die aber nicht von der Klasse ausgingen.

Ingenieur Schultz war neben Klassenlehrer auch Lehrer für Mathematik und Zeichnen. Im 1. Weltkrieg soll er Offizier gewesen sein; jedenfalls stellte er sich so dar. Er führte eine Stahlhelm-Kompanie und glaubte, einen militärischen Ton auch in der Schule anwenden zu müssen. Walter paßte dies garnicht. Insbesondere nicht, daß Schultz einige Male die Schüler in der Pause auf dem Hof in Gruppenkolonne herummaschieren ließ, damit sie sich auf Exkursionen richtig benehmen könnten. Da Walter sich bei verschiedenen Kameraden über die Übungen beklagte und diese es Schultz mitteilten, wurde bald das Verhältnis Ingenieur Schultz / Bergschüler Semmler getrübt. Eines Montagsmorgens erschienen einige Kameraden mit verbundenen Köpfen. Sie hatten sich als Mitglieder der Stahlhelm-Kompanie Schultz mit Rotfront geschlagen. Walter konnte seinen Mund nicht halten. „Habt Ihr nicht genug zu tun, daß Ihr den Sonntag

auf den Straßen verbringt?" Aber die Kameraden hörten garnicht darauf. Immerhin erfuhr Schultz davon.

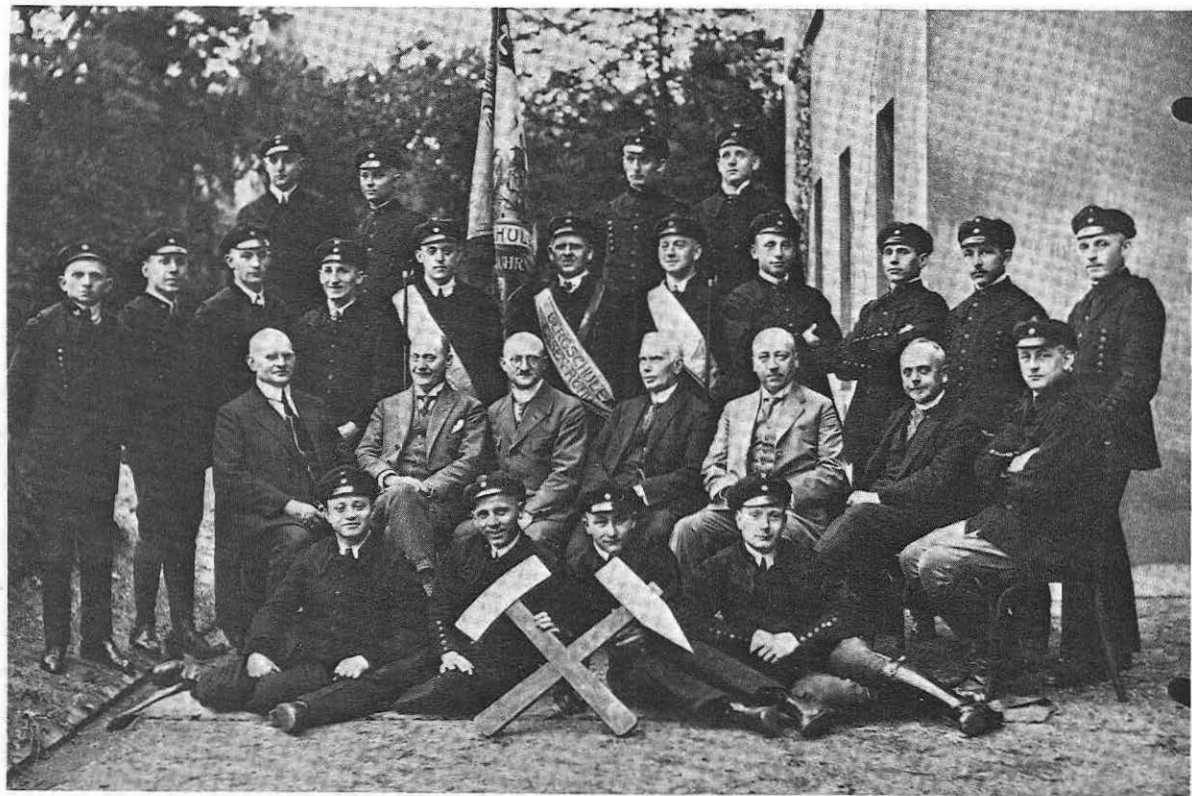
Als in der Klasse Rechenschieber angeschafft werden mußten, erfolgte die Bestellung gemeinsam über Schultz. Die Rechenschieber waren teuer. In einem Geschäft auf der Kettwiger Straße war das Stück 5 RM billiger. Auf eine diesbezügliche Frage in der Klassenversammlung erhielt Walter eine unbefriedigende Antwort. Andere Materialien, die ebenfalls in einer Sammelbestellung geliefert werden sollten, stellten sich als zu teuer heraus.

Nach einem Jahr wollte die Klasse ein Fest feiern, um den kameradschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. Als dies endgültig beschlossen werden sollte, war kein Geld in der Klassenkasse. Darüber waren mehrere Kameraden und Walter empört. Sie gaben ihrer Meinung darüber eindeutig Ausdruck. Am nächsten Tag kam Ingenieur Schultz gleich zu Beginn der Stunde auf das unkameradschaftliche Verhalten einiger Schüler zu sprechen, die den Kassierer der Unterschlagung verdächtigt hätten usw.. Der Kassierer hatte in der Versammlung gefehlt.

Mit der Zeit hatte sich das Verhältnis Schultz / Semmler immer mehr verschlechtert. Während Schultz im Zeichenunterricht zu jedem Schüler ging, mied er Walter. Am Ende der vorletzten Mathematik-Stunde verkündete er, daß er nunmehr die Noten bekanntgeben wolle, die er dem einzelnen Schüler, seiner Leistung entsprechend, für das Abschlußzeugnis zgedacht hatte. Nachdem er alle Noten verlesen hatte, meldete sich Walter, daß er seine Note nicht gehört habe. „Ihr Heft fehlt. Ich kann Ihnen keine Note geben. Ich muß Ihre Note von einer Sonderprüfung in der nächsten Stunde, hier an der Tafel, abhängig machen. Überlegen Sie es sich, ob Sie dazu bereit sind.“ „Ich habe mein Heft abgegeben, wie die übrigen Kameraden auch. Mein Nebenmann, Heinrich Preker, kann es bezeugen. Ich habe drei Arbeiten sehr gut und drei Arbeiten gut geschrie-

ben." „Es bleibt dabei, was ich gesagt habe." In der nächsten Stunde fragte er Walter, ob er sich prüfen lassen wolle. „Nein," war die Antwort. „Dann müssen Sie mit der Note zufrieden sein, die ich Ihnen gebe." „Das muß ich sowieso." Andere Dinge kamen zu Ohren. Gerüchte liefen um wegen Verhältnissen mit Frauen und Bräuten von Schülern usw.. Lehrer, bei denen es Walter durch seinen Fleiß zu einem guten Stand gebracht hatte, nörgelten jetzt an ihm herum. Er stand nicht schnell genug auf, seine Haltung war krumm und schief, sein Gang zu lässig. Auf der großen Schlußlehrfahrt, die in den Teutoburger Wald, Deister und Wiehengebirge führte, ließ Schultz die Klasse, nach Verlassen des Bielefelder Hauptbahnhofs, in Gruppenkolonne antreten und setzte sich als Kompanieführer an ihre Spitze. Walter war im zweiten Glied und hatte fortlaufend an seinen Schuhen zu tun, damit die Reihen in Unordnung gerieten. Am nächsten Tag stieß Prof. Dr. Herbst zur Exkursion und verbot mit den Worten „das sind doch keine Soldaten, Herr Schultz" das Marschieren. Andere Herren des Lehrerkollegiums hatten von den Umtrieben des Herrn Schultz gehört und wollten während der Lehrfahrt Einzelheiten und Näheres erfahren. Mehrere Schüler konnten wichtige Unterlagen liefern. Bei der Abschlußprüfung bestand Walter mit „Gut". Als das Abgangsfest im Steeler Stadtgarten stattfand, kam der Regierungsbaumeister Türk an Walters Tisch und forderte ihn auf, mit ihm an die Theke zu gehen: „Semmler, mit Ihnen muß ich einen kräftigen Schluck trinken. Wir Lehrer haben in der letzten Konferenz zu Ihnen gestanden. Herr Schultz hatte vorgeschlagen, Sie im Zeugnis zu drücken oder ein halbes Jahr nachmachen zu lassen." Schultz kam nicht zum Abgangsfest. Er hatte erfahren, daß er dort etwas zu erwarten hatte. Einige Zeit später mußte dann der „Stahlhelm-Ingenieur" gehen. Das war aber auch der einzige Mißklang während des Bergschulbesuches.

Der Unterricht und die Überwachung der Ausbildung waren vorbildlich. Wie es die Bergschullehrer verstanden haben, Theorie und Praxis miteinander zu verbinden und dem jungen Menschen eindrucksvoll die Abhängigkeiten klar zu machen, das hat Walter immer wieder ins Staunen versetzt. Dazu gehörten auch die Exkursionen. Sie fanden in Grubenbetrieben und Fabriken sowie im Gelände statt. Immer war es das Bestreben der Lehrer, dem Schüler zu zeigen, daß es nicht nur seinen bergmännischen Beruf gab, sondern auch viele andere, in denen die Menschen Theorie und Praxis verbinden mußten. In diesen Zusammenhang der Ausbildung gehört auch eine bergmännische Ferienarbeit auf der Erzgrube Lengede bei Broistedt, zusammen mit einem Kameraden. „Ferien“ hatte nur der Bergschulunterricht. Walter mußte für die Ferienarbeit seinen fünf-tägigen Jahresarbeitsurlaub und noch 7 Tage unbezahlten Urlaub nehmen. Auf der Grube Lengede gab es keinen Lohn. Man war eben zur Ausbildung da. Gerade diese Wechsel der Arbeit und der Umwelt, der Menschen und ihrer Lebensart wirkten so nachhaltig und eindrucksvoll. Die geologischen Exkursionen und der Unterricht in diesem Fach, die Aufschlüsse übertage und in den Querschlägen, Richtstrecken, Flözstrecken, Abbaubetrieben und Schächten untertage haben schließlich die entscheidenden Gründe geliefert, um zu studieren. Und zwar das Fach Geologie. Aber bis zum Vollstudium war noch eine große Hürde zu überwinden.



Der Lehrgang 60 der Bergschule Essen
(Walter rechts auf dem Stuhl)

Studium und Reifeprüfung

Keine Schule mehr! Nicht mehr lernen! Mehr als drei Monate nur noch seine Schicht verfahren. Nachmittags um 15.00 Uhr zu Hause, dann Feierabend! Welch eine ungewohnte Freizeit für Walter. Er verfuhr pünktlich und fleißig seine Schichten als Gesteinhauer. Im Durchschnitt bewegte sich der Lohn um 14,50 RM je Schicht. Der Hauerdurchschnittslohn lag bei 9,70 RM. Man mußte schon ordentlich reinhauen, wenn solche Löhne verdient werden sollten. Sein Wunsch war es deshalb auch, vor dem großen Querschlag zu bleiben, so lange, bis er zum Studium fort mußte. Er wurde ihm vom Obersteiger erfüllt. Während der anstrengenden Schulzeiten hatte Walter kaum Gelegenheit, Geld auszugeben. Er sparte deshalb eisern für sein Studium. Auf seinem Sparbuch hatte er 2.450 RM, so viel wie er bei sparsamer Lebensweise einschließlich der Studiengebühren für vier Semester brauchte. Während der Ferien, zu Ostern zwei und im Sommer drei Monate, wollte er wieder auf der Zeche arbeiten. Das war ihm zugesagt worden. So glaubte er, das Studium von der finanziellen Seite her bewältigen zu können. Da war aber noch die Hürde der Zulassung zum Vollstudium. Hin und wieder waren Kurznachrichten in der Presse erschienen, daß befähigte junge Leute von Fachschulen auch ohne Abitur studieren könnten. Man sollte sich nur an die geeigneten Stellen wenden. Welche waren geeignet? Darauf erhielt Walter keine Antwort. Kurz entschlossen wandte er sich an die Bergakademie Clausthal. Sie antwortete, daß noch keine endgültigen Bestimmungen über die Zulassung von befähigten Bergschulabsolventen getroffen worden seien und empfahl eine Anfrage an den Preußischen Minister für Handel und Gewerbe in Berlin. Aber von dort kam keine Antwort, die ihm hätte helfen können. Er war verdrossen darüber, daß er keine Vergünstigung nach solch einer aufwendigen und anstren-

genden Ausbildung bekommen konnte. So schrieb er schließlich an den Rektor der Universität Köln. Die Antwort war aufschlußreich. Danach sollte er sich mit kleiner Matrikel einschreiben lassen. Wenn er nach vier Semestern das Abitur nachweise, würden die vergangenen Semester voll angerechnet. So ginge ihm nichts verloren. Selbst wenn er beim ersten Mal im Abitur durchfalle und bis zum 6. Semester dies nachhole, würden ihm sogar alle sechs Semester mit ministerieller Genehmigung voll angerechnet. Das war eine beruhigende Nachricht und eine endgültige Klarstellung. An der Reifeprüfung mit allen Fächern für Nichtschüler kam er nicht vorbei. Diese große Hürde bestand weiterhin, und Walter hat sie immer als schwerste Prüfung in seinem ganzen Leben angesehen. Jedenfalls hatte seine Lage sich geklärt. Alle Zweifel waren ausgeräumt. Es bestand keine Ungewißheit mehr. Er mußte studieren. Die Gedanken, was wäre, wenn er im Abitur durchfiele, kamen immer wieder. Ob ihn die Zeche als Durchgefallenen in die Aufsicht nahm? Was würden die Kumpel sagen? An hämischen und giftigen Bemerkungen würde es sicher nicht fehlen. Es würde sich schnell herumsprechen. Aber da waren noch die Eltern, die Geschwister, die Familie, die Freunde, die Verwandten und Bekannten. Sie alle wußten dann etwas mehr über ihn als die Leute, die über ihn urteilten. Walter fühlte sich beim Nachdenken zerrieben und zerrissen, wenn ihm so ein Mißgeschick vielleicht zustoßen würde. Aber schon im alten Griechenland hatten die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt. Er war entschlossen, an die Arbeit zu gehen. Beim Lehrer Rüllicke hatte er das alte Sprichwort gelernt:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
sie führen über Berg und Hügel.“

Er hatte seine Arbeit auf der Schachtanlage 1/2 des Steinkohlenbergwerks Zollverein zum 15. Oktober 1926 gekündigt. Am 26. Oktober 1926 fuhr er nach Bonn. In der Zwischenzeit hatte er alle Formalitäten zu erfüllen, die mit einem Umzug verbunden sind. Von seinem Freund Leo Michel, der in Bonn ein Haus besaß, hatte er ein Zimmer im Rosental 11 vermittelt bekommen. Walter hatte die Bonner Universität gewählt, weil sie einen bedeutenden Namen und besonders moderne Institute hatte. Sie wurde von 6.000 Studenten besucht. Bruder Wilhelm hatte ihn zum Zug gebracht und beim Tragen der schweren Koffer geholfen. Als der Zug einfuhr, streckte Walter zum Abschied noch einmal die Hand aus dem Fenster und Wilhelm sagte: „Bleibe hart.“ – Daran mußte Walter während der Fahrt denken. Hart bleiben, nicht aufgeben! Es muß ein Erfolg werden. Am Nachmittag kam er gegen 16.00 Uhr in Bonn an. Seine Koffer schleppte er zur Gepäckabfertigung, holte dort sein Fahrrad ab und hängte die beiden Koffer an die Lenkstange. Der Weg zum Rosental 11 war durch das Gepäck etwas beschwerlich, aber nach einer guten halben Stunde hatte er sein Ziel erreicht. Fräulein Bungert, etwa 60 Jahre alt, empfing ihn freundlich und zeigte ihm sein zukünftiges Zimmer. Es war groß, nicht ganz hell, mit einem Tisch, zwei Stühlen und einem Sofa als Sitz- und Arbeitsgarnitur versehen. Ein Waschtisch mit Waschschüssel und Kanne, ein Bett, ein Kleiderschrank und ein Ofen waren das weitere Inventar. Alles war sehr sauber. Der Preis betrug 35 RM monatlich. Für die restlichen fünf Tage des Monats Oktober berechnete sie fünf Mark. In dem Preis war die Sauberhaltung und Ordnung des Zimmers sowie das Frühstück mit Tee, Kaffee, Butter, Brot und Marmelade einbegriffen. Alle Sonderwünsche wurden extra berechnet. Abends verpflegte sich Walter selbst. Meist trank er Mineralwasser, selten Tee. Formalitäten beim Meldeamt, beim Polizeirevier und auf dem Rektorat der Uni-

versität wurden am nächsten Tag erledigt. Herr Franzmann, Sekretär im Rektorat der Universität, wie sich später herausstellte ein Onkel seiner Schwägerin, war sehr freundlich und gab alle erforderlichen Erklärungen über den Ablauf des Studiums. Vor allem betonte er, daß Walter als Student nun ein freier Mann sei und jedes Studium beginnen könne, das er wünsche. Er müsse es nur im Belegbuch eintragen und nach Berechnung der Semestergebühren bezahlen. In seinem Falle bestünde die Möglichkeit des Gebührenerlasses vom 2. Semester ab. Für das erste Semester gäbe es keinen Erlaß. Nach einigen Tagen solle er wiederkommen, um Studentenausweis und Belegbuch abzuholen. Zum Schluß bekam er das Vorlesungsverzeichnis ausgehändigt. Die nächsten Tage verbrachte Walter damit, das Vorlesungsverzeichnis zu studieren, um sich einen Stundenplan zu erstellen. Er saß auf dem Sofa vor dem großen Tisch und zeichnete seinen Plan. Die im Verzeichnis angestrichenen Vorlesungen wurden eingetragen. Bald hatte er 20 Hauptvorlesungsstunden zusammen. Das waren Chemie, Physik, Mathematik und Geographie. Dazu kamen Übungen und andere Vorlesungen. Nachdem der Plan fertig war, mußte er feststellen, daß er nur mittags von 13 - 15 Uhr frei hatte. Die letzte Vorlesung „Determinanten“ fand von 20.15 - 21.45 Uhr statt und das zweimal in der Woche. Zunächst wollte er einmal versuchen, das selbst gesetzte Pensum zu schaffen; Abstriche machen könne er immer noch. Wie er so da saß, dachte er auf einmal an seine Fahrt nach Clausthal einige Tage zuvor. Er hatte noch einmal feststellen wollen, ob nicht doch das Bergbaustudium an der Bergakademie ihm leichter fallen würde als das Universitätsstudium. Dort wäre er im Fach geblieben. Aber die äußeren Bedingungen, der Nebel, die vergammelten mit Holz verkleideten Häuser und Gebäude, die graue, armselig aussehende Akademie, die ungepflegten Straßen hatten ihn gleich wieder veranlaßt zum Bahnhof zurückzu-

kehren und heimzufahren. Gegen Mitternacht war er wieder zu Hause. Darüber sann er nun nach. War dieser Entschluß richtig? Er wollte Geologie studieren, aber mit der Ausrichtung auf den Beruf als Bergschullehrer. Dazu brauchte er die naturwissenschaftlichen Fächer und die Mathematik. So grübelte er über den Sinn und Zweck seiner augenblicklichen Wartezeit, über die Zukunft und dann auch wieder über seine eigene spezifische Lage. Er wollte auch die Gelegenheit nutzen, die Einrichtungen der Universität kennen zu lernen. Die Stadt Bonn und ihre Umgebung bot auch in diesen milden Herbsttagen soviel Anregung, durch die Parks zu wandern oder auf die Höhen zu gehen, daß Walter seine Gedanken auf diesen Wegen ordnen und straffen konnte. Gedankenspielerei und Gedankenverlorenheit durfte er sich nicht leisten. Er hatte wach zu bleiben.

Am 3. November begann Prof. Dr. Phillipson mit seiner Geographie-Vorlesung über Spanien. Dabei behandelte er erst im größeren Zusammenhang die klimatischen Verhältnisse von Südeuropa. Ehe sich Walter versah, war die Vorlesung schon vorbei. Prof. Phillipson sprach frei und hatte einen sehr interessanten Vortrag. Fünfmal in der Woche fand die Vorlesung statt. Am nächsten Tage begannen auch die übrigen Vorlesungen. Nun war Walter voll beschäftigt. Abends arbeitete er auf seiner „Bude“ das Gehörte durch. Einmal sprachen ihn in einer Vorlesungspause zwei Kommilitonen an und luden ihn zu einem Kneipenabend bei der Landsmannschaft „Tuisconia“ ein. Er wurde abends abgeholt und zum Haus gebracht. Während des Abends lernte er den Comment der Verbindung kennen. Er wurde jedoch nicht aktiv. Dasselbe ereignete sich bei der Burschenschaft „Alemannia“ und bei der Turnerschaft „Germania“. Zum Aktivwerden hatte Walter keine Zeit. Das lag ihm auch nicht; obwohl er viele aner kennenswerte Vorteile bei den Verbindungsstudenten entdeckte. Sein Studium

mußte er selbst verdienen und ein Aktivsein hätte wenigstens ein Semester mehr gekostet. Schon aus diesem Grunde kam eine Verbindung für ihn nicht in Frage. Außerdem lehnte er die Mensur ab. Darin sah er nur eine äußerliche Markierung, um sich sogleich als „Akademiker“ von den übrigen Bürgern zu unterscheiden. Einige Male ist Walter doch noch als Verkehrsgast bei der Burschenschaft gewesen. Dann häufte sich die Arbeit aber so sehr, daß er nur noch für das Studium beschäftigt war. Ende des Semesters wollte er zwei Fleißprüfungen ablegen. Diese mußten mindestens mit „gut“ bestanden werden, wenn er Gebühren-erlaß für das Sommersemester 1927 erreichen wollte. Eine Prüfung konnte er bei Prof. Phillipson und die andere bei Prof. Dr. Pfeifer in Chemie machen. Beide Professoren nahmen ihn an. Die Prüfungen bestand er mit „gut“. Das erste Semester war schnell zu Ende gegangen, und Walter mußte sich damit befassen, wie er die Osterferien vom 1. März bis 30. April verbringen solle. Darum ging er am letzten Februartag 1927 wieder zur Schachtanlage 1/2 des Steinkohlenbergwerks Zollverein. Am Schalter saß der Fahrsteiger Oetting. Walter fragte, ob er als Lokomotivführer oder Förderaufseher angelegt werden könne, da seine schwieligen Hände während des Semesters viel von ihrer Härte verloren hätten. „Ach was, kommen Sie mal durch die Steigerstube; der Betriebsführer ist auch da.“ Walter tat wie geheißen. Da kam auch schon Herr Bohnekamp mit einem freundlichen Lächeln und „Glückauf“ auf ihn zu und lud ihn ein, in seinem Zimmer Platz zu nehmen. „Ach, erzählen Sie doch mal vom Studium! Wissen Sie, wir hier laufen den ganzen Tag nur hinter der Kohle her. Wir hören gern einmal etwas anderes.“ Walter erzählte und als er geendet hatte, bot Bohnekamp ihm an: „Sie können sofort bei mir als Steiger anfangen. Sie sind dann angestellt und werden für das Semester beurlaubt. Ihr Gehalt beträgt ca. 300 RM. Während des Semesters erhalten Sie kein Gehalt.“

Ich kann Sie aber auch als Steiger von der Bergbehörde verpflichten lassen und bezahle Ihnen den letzten verdienten Lohn. Dann haben Sie den Vorteil, frei zu sein." Das war ein tolles Angebot. Im Monat waren das 130 - 150 RM mehr als wenn er angestellt gewesen wäre. Walter sah das nächste Semester schon wieder finanziell gesichert. Dem Angebot stimmte er zu und bedankte sich vielmals beim Betriebsführer und Fahrsteiger. „Fangen Sie morgen an!" Er sollte zunächst Nachtschicht haben. Jeden Tag verfuhr er seine Schicht und jeden 2. Sonntag eine Extraschicht. Am Ende der Ferien war das Sommersemester voll verdient.

Am wunderschönen 1. Mai 1927 fuhr er wieder nach Bonn. Das 2. Semester begann. Nachmittags ging er zur Universität. Er stand am Kaiserdenkmal und blickte auf die blühende Poppelsdorfer Allee. Das Herz ging ihm auf. Solch eine Blütenpracht im Sonnenglanz hatte er noch nicht erlebt. Schnell wandte er sich wieder den Realitäten zu. Das waren für das 2. Semester die Praktika in Chemie und Physik, die Übungen in Mathematik und die Hauptvorlesungen Geographie, Mathematik, Chemie und Physik. Daneben hatte er auch einige Spezialvorlesungen belegt. Wesentlich waren die beiden Praktika. Von morgens 8.00 bis abends 18.30 Uhr hatte Walter seinen Platz im Chemischen Institut. Von hier aus besuchte er die anderen Institute. Manchmal blieb er, mit Zustimmung der Putzfrauen, bis 20.00 Uhr. Das Chemie-Praktikum begann mit dem Glasblasen. Dabei wurden Rohrverbindungen hergestellt, Winkel, Kurven, mehrfach Röhren usw. Kolben der verschiedensten Größen entstanden aus einfachen Röhrchen. Eine interessante Tätigkeit. Erst danach begann das qualitative Praktikum. Erste Aufgabe war, aus einer konzentrierten Salzsäurelösung eine doppelnormale Lösung herzustellen. Über Kristallisation wurden Versuche gemacht. Auf welche Weisen erhält man kleine oder große Kristalle? Lösungsver-

hältnisse sollten ermittelt werden. Die Untersuchung der Reaktionen auf Silber, Blei, Quecksilber, Kupfer, Wismut, Cadmium u. a. nahmen viel Zeit in Anspruch. Walter befürchtete schon, daß er im Sommersemester garnicht mehr zu den qualitativen Analysen käme. Schließlich erhielt er am 12. Juni 1927 die erste Flüssigkeit zur Analyse. Sie hatte eine gelbgrüne Farbe. Gespannt führte Walter die Reaktionen durch. Mehrere Tage brauchte er dazu, die Metalle Quecksilber, Blei und Wismut sowie Salpetersäure nachzuweisen. Immerhin war die Analyse fehlerlos. Zwanzig Analysen waren vorgeschrieben. Jede Analyse wurde schwieriger. Die Zeit drängte. Sechs Wochen standen ihm nur für die restlichen 19 Analysen zur Verfügung. Daneben liefen noch die übrigen Übungen und Vorlesungen. Zum Mittagessen ging er nicht mehr. Er nahm sich Butterbrote mit. Die Arbeit ging vor. Tatsächlich schaffte er sein Pensum bis zum Ende des Semesters. Die Schlußanalyse Ende Juli 1927 enthielt 13 Kationen und Anionen. Sie war fehlerlos. Die Übungsscheine für Mathematik, Physik und analytisches Chemie-Praktikum konnte er auch abholen. Die beiden Fleißprüfungen fielen wieder gut aus. Dann kam ein Schreiben von Betriebsführer Bohnenkamp. mit der Bitte, am 1. August seinen Dienst anzutreten.

Drei Monate Steigerdienst lagen vor ihm. Er hatte wieder Nachtschicht. Unter diesen Umständen war er in der Lage, sich nachmittags auf das Abitur vorzubereiten. Er stellte sich einen Stundenplan auf, in dem alle Fächer genügend vertreten waren. Nur Englisch hatte er nicht vorgesehen. Dafür hätte er Nachhilfestunden nötig gehabt. Seine Aussprache war einfach zu schlecht. Er rechnete mit einem Nichtgenügend dafür in der Prüfung. Mit Chemie, Physik oder einem anderen Fach hoffte er die ungenügende Note zu kompensieren. So lief die Vorbereitung während der drei Monate recht gut. Walter nutzte an manchen Abenden auch die Gelegenheit, mit Freunden und Bekannten einmal

auszugehen. Sich mit einem Mädchen zu befassen, hätte zu viel Zeit gekostet und die Vorbereitung beeinflusst. Das mußte er auf spätere Zeiten verschieben. Die Steigertätigkeit während der Ferien verlief normal. Die Zusammenarbeit mit den Kollegen war gut. Walter konnte beim Abschied, Ende Oktober, die Gewißheit mitnehmen, in den nächsten Semesterferien wieder als Steiger arbeiten zu dürfen.

Am 1. November 1927 fuhr er nach Bonn. Für das 3. Semester hatte er sich vorgenommen, nach einem Stundenplan für die Abiturvorbereitung zu arbeiten. Vorlesungen sollten nicht besucht werden, da sie mit ihrem andersartigen Inhalt nur die Vorbereitung und die Konzentration gestört hätten. Es sollten aber alle notwendigen Vorlesungen belegt werden. Die Testate hatte ein Kommilitone zu besorgen, den er meist beim Mittagessen im „Franziskaner“ traf. Nur dann konnte Walter am Ende des Semesters wieder die beiden Fleißprüfungen ablegen für den Gebührenerlaß. Die Arbeitszeit hatte er festgesetzt, vormittags von 8.00 - 13.00 Uhr und anschließend von 14.00 - 1.00 Uhr nachts. In der nachmittäglichen und abendlichen Arbeitszeit traten ganz von selbst Pausen durch eine Tasse Tee und das Abendbrot ein. Im Grunde jedoch hielt er an diesem Arbeitsplan fest. Nachdem er morgens gefrühstückt hatte, verließ er gegen 7.00 Uhr die Wohnung und ging zum nahegelegenen Rhein. Der Spaziergang dauerte genau so lange, daß er um 8.00 Uhr in seinem Zimmer auf dem Sofa saß und mit der Arbeit beginnen konnte. Fräulein Bungert hatte unterdessen das Zimmer gemacht. „Solch einen Studenten haben wir noch nie gehabt!“ Das war immer wieder ihre Bemerkung, wenn sie am Nachmittag die Tasse Tee brachte. Sie verfügte ganz über das dreigeschossige Haus, und von den 12 Räumen hatte sie immer 9 an Studenten vermietet. Von den Erträgen lebten sie und ihre

alte Mutter. Sie war eine verhärmte Frau und konnte nicht darüber hinwegkommen, daß ihr Bräutigam gleich Anfang des Krieges 1914 gefallen war. Mehr als 12 Jahre waren seitdem vergangen. Durch den Studentenwechsel zu Beginn des Semesters wurde sie immer wieder, durch einen ihrem Bräutigam Ähnlichen, an die selige Zeit erinnert. Dann war sie wochenlang griesgrämig und verärgert. Die Fliege an der Wand konnte sie auf die Palme bringen. Walter gegenüber klagte sie oft ihr Leid, nicht ohne zu betonen, wie gut es doch die jungen Leute hätten. Das Verständnis für Walter's Arbeit war nicht allzu groß. In einem Gespräch deutete sie an, daß er durch die sitzende Tätigkeit auf dem Sofa einen stärkeren Verschleiß hervorriefe, wie auch der Teppich schneller abgenutzt würde. Trotzdem fand Walter in diesem Zimmer aber die Ruhe und Abgeschlossenheit, die er unbedingt für seine Vorbereitungen brauchte.

Mitte Dezember war es dann soweit, daß er sich beim Provinzialschulkollegium in Koblenz zur Reifeprüfung als Nichtschüler zum Frühjahrstermin meldete. Acht Tage später erhielt er den Bescheid, daß die Anmeldung angenommen sei und die eingereichten Unterlagen ausreichten. Einen Bescheid über die Zulassung zur Prüfung würde er Anfang nächsten Jahres erhalten. Die Prüfung war nun nahe gerückt. Am Tage des Heiligen Abend 1927 fuhr Walter nach Hause, um wenigstens diesen Abend im Kreise der Familie zu verbringen. Große Freude kam aber nicht bei ihm auf, da er schon wieder an die Rückfahrt am nächsten Tage denken mußte. Nach dem Mittagessen reiste er wieder mit dem Zug nach Bonn. Wohlgemut ging er zur Wohnung, wünschte Fräulein Bungert und der alten Mutter ein gesegnetes Weihnachtsfest und zog sich in sein Zimmer zurück. Kaum hatte er seinen Arbeitsplatz eingenommen, kam Fräulein Bungert mit einem Tablett herein. Darauf stand eine brennende Kerze, ein kleiner Teller mit selbstge-

backenen Plätzchen und eine Kanne Tee. „Ganz verlassen sollen Sie Weihnachten doch nicht sein.“ Walter bedankte sich artig für die Spende und meinte noch, daß er auch gern Weihnachten anders verbracht hätte.

Am 2. Weihnachtstag war es unheimlich still im Haus. Alle Studenten waren auf Weihnachtsurlaub. Fräulein Bungert war fortgegangen. Die alte Mutter lag zu Bett. Walter arbeitete gerade Mathematik. Er war mit der Differentialrechnung beschäftigt. Bei den Differentialquotienten wollte etwas nicht klappen. Wie gerne hätte er jetzt jemand bei sich gehabt, der ihm hätte helfen können. Niemand war da. Plötzlich begann er zu sinnieren. Während er grübelte, dachte er zurück. Weshalb war er als Sohn eines Beamten so tief hinunter gestoßen worden? Er war doch als Sohn eines Standesbeamten schon Mitglied des Bürgertums. Eine Lehre auf dem Rathaus, das wäre doch eine zufriedenstellende Einleitung in die Beamtenlaufbahn gewesen. Sicher, er hatte nach einer großen Kraftanstrengung wieder einen Status als Bürger erreicht und die Arbeiterklasse verlassen. Aber wie einfach hatten es doch sein Bruder Wilhelm oder die anderen Kameraden gehabt. Wilhelm ging weiter zur Höheren Schule. Nach einem Jahr machte er das Abitur, ein halbes Jahr Praxis, und dann konnte er das Studium aufnehmen. Er hatte Zeit, sich mit Musik, Theater und Philosophie zu befassen. In Darmstadt war er begeisterter Anhänger der Schule von Graf Keyserling. Nach 4 1/2 Jahren beendete er das Studium als Diplomingenieur. Aber Walter mußte Geld verdienen. Er mußte sich seinen Weg nach oben suchen und erkämpfen. Keine Freunde, keine Zusammenkünfte, kein Mädchen, kein Tanz, die Aufzählung der Entsagungen wollte nicht enden. Immer nur arbeiten, wenn andere feiern! Bleibt denn die Freude für immer versagt? Er redete und dachte sich fast in eine verzweifelte Stimmung. Schluß machen mit dem Arbeiten für's Abitur

und Studium! Da hatte doch eine Woche vorher eine Stahlwarenfirma ihm angeboten, für sie die Vertretung ihrer Erzeugnisse zu übernehmen, u. a. für einen Messerschärfer auf Stahlrollen. — Er überlegte lange und kam schließlich doch zu dem Schluß, daß er das durchhalten müsse, was nun einmal so weit vorangetrieben worden war. Der Bergmannsberuf und alle hinter ihm liegenden Mühsalen erschienen letzten Endes als die Unterwerfung unter den Zwang, die Familie zu ernähren. Am Ende seiner Überlegungen stellte er sich noch einmal die Frage, ob er aufhören und das Steuer herumwerfen solle? Er entschied sich für ein „Nein!“ Er erkannte auf einmal, daß er auch viele schöne und erlebnisreiche Stunden mit seinen Arbeitskameraden und Kollegen verbracht hatte. Wie ein Kleinod gingen ihn die Rätsel des Gebirges unter Tage an. Er liebte die geologische Geschichte der Erde und war fasziniert von all den Besonderheiten. Was wußte schon der Laie davon? Er schaute jetzt tiefer in das Weltgeschehen und war auf einmal sogar dankbar dafür, daß er den Bergmannsberuf erwählt hatte. Erleichtert beugte er seinen Oberkörper wieder zum Tisch, seinen Büchern und Heften entgegen. Die Arbeit ging weiter. Jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend derselbe Ablauf. Endlich, am Sonntag, den 26. Januar, um 15.30 Uhr, bringt ein Postbote gegen Bestätigung einen Eilbrief des Provinzialschulkollegiums in Koblenz. Walter öffnet den Brief. Er enthält die Aufforderung, sich am Montag, den 27. Januar, in der Oberrealschule in Krefeld, morgens um 8.00 Uhr, zur schriftlichen Prüfung einzufinden. Man solle sich auf fünf Tage in Krefeld einrichten. Das war kurz angesetzt. Wenn er Montag früh gefahren wäre, dann hätte er um 5.00 Uhr aufstehen müssen. Die Gefahr des Verschlafens war für ihn zu groß. Deshalb fuhr er noch am gleichen Tag nach Krefeld. Gegen 20 Uhr kam er dort an und fand auch in einem Gasthaus, nahe der Oberrealschule, ein Zimmer. Zwei andere Kandidaten hat-

ten sich ebenfalls dort ein Zimmer gemietet. Nur ein kurzes Gespräch fand noch statt, und dann gingen die drei zu Bett, nicht ohne den Wirt eindringlich gebeten zu haben, pünktlich um 6.30 Uhr zu wecken.

Um 8 Uhr hatten sich 20 Prüflinge in einem Klassenraum der Oberrealschule am Montagmorgen eingefunden. Nach einer Feststellung der Anwesenden, einer kurzen Begrüßung und einer Ermahnung, keine unerlaubten Hilfsmittel zu benutzen, wurde ein Umschlag aufgerissen und ihm ein Bogen entnommen. Er enthielt die drei Aufsatzthemen für Deutsch. Sie wurden an die Tafel geschrieben, und jeder Prüfling konnte sich eines davon auswählen. Fünf Stunden Zeit standen für diese Arbeit zur Verfügung.

Am nächsten Tag begann um 8 Uhr die Prüfung für Französisch. Wieder waren drei verschiedene Themen angegeben. Dafür standen ebenfalls fünf Stunden zur Verfügung.

Der dritte Tag war der schriftlichen Prüfung in Mathematik gewidmet. Vier Aufgaben wurden gestellt. Sie sollten ebenfalls in fünf Stunden erledigt sein.

Die englische Arbeit wurde am vierten Tag unter den gleichen Bedingungen wie die vorigen geschrieben.

Schließlich fand am letzten Tag eine dreistündige Arbeit in Chemie oder Physik bzw. Biologie statt.

Damit war die schriftliche Prüfung beendet. Walter konnte zuversichtlich nach Bonn zurückfahren, da er glaubte, den Anforderungen genügt zu haben. Vor dem Verlassen der Oberrealschule wurde den Prüflingen mitgeteilt, daß sie in den nächsten Wochen darüber Bescheid erhielten, ob und wann sie zur mündlichen Prüfung zugelassen sind.

In Bonn wieder angekommen, ging Walter gleich an die Vorbereitung für die mündliche Prüfung. Es wurde wiederholt, auswendig gelernt, Aufstellungen gemacht, laut gelesen usw. Der Stundenplan war das tägliche Gesetz. Am Sonntag, den 12. Februar 1928, nachmittags gegen 16 Uhr, kam wieder der Postbote mit einem Eilbrief des Provinzialschulkollegiums gegen Bestätigung, daß am folgenden Tage, dem 13. Februar, vormittags um 8 Uhr, die mündliche Prüfung beginnen würde. Wieder mußte Walter deshalb am gleichen Tag nach Krefeld fahren. Im gleichen Gasthaus, nahe der Oberrealschule, war er aber allein. Er sah sich noch einmal Violet's Taschenbuch mit den inhaltsreichen Angaben an und ging dann bald ins Bett, nicht ohne den Wirt wieder nachdrücklich gebeten zu haben, ihn rechtzeitig zu wecken.

Im Klassenraum der Oberrealschule kamen an diesem Morgen nur 9 Prüflinge zusammen. 11 hatten den Bescheid der Nichtzulassung zur mündlichen Prüfung erhalten. Nach einer kurzen Begrüßung des Prüfungskommissars, Oberschulrat Kurfess vom Provinzialschulkollegium in Koblenz, begann die Prüfung der einzelnen Kandidaten. Jedes Mal waren ein Prüfer und zwei Beisitzer an einem Tisch mit dem Kandidaten zusammen, wobei ein Beisitzer Protokoll führte. Der andere Beisitzer stellte auch vereinzelt Fragen. Oberschulrat Kurfess ging von einem Tisch zum anderen, hörte zu und stellte auch Fragen. So entschied bei Walter schließlich der Kommissar, daß er im Englischen versagte. Beinahe hätte es auch in diesem Fach, das so gut wie garnicht vorbereitet war, geklappt. In jedem Fach wurde 30 - 40 Minuten geprüft. Als gegen Mittag die Prüfungen in einigen Fächern vorüber waren, blieben von den neun Prüflingen nur noch sechs übrig. Mit bleichen Gesichtern verließen die Durchgefallenen den Prüfungsraum. Nach der Mittagspause dauerte die Prüfung noch bis 19 Uhr. Bis dahin wa-

ren weitere drei Prüflinge ausgeschieden, so daß von den ursprünglich 20 Kandidaten drei verblieben. Sie standen nach Schluß der Prüfung auf dem Flur und warteten. Dann wurden sie hereingerufen. Die Prüfungskommission mit dem Kommissar stand mitten im Raum. Davor hatten sich die drei Kandidaten in gebührendem Abstand aufgestellt. Eine kurze kernige Ansprache des Kommissars über die Anstrengungen und Arbeiten der drei mit der Mitteilung, daß sie die Reifeprüfung bestanden hätten, folgte. Den Prüflingen wurden dann von den Herren der Prüfungskommission die Hände gedrückt und sie nahmen erlöst die Glückwünsche entgegen. Ein Stein fiel Walter vom Herzen. Er streckte sich ordentlich, als würde er eine schwere Last abwerfen. Mittlerweile war es 20 Uhr geworden, und er wollte die Oberrealschule verlassen. Als er nach draußen kam, stand sein Kommilitone Heinz Minnrop da und gratulierte ihm: „Wenn man so spät aus einer Prüfung kommt, dann hat man bestanden.“ Er hatte von Fräulein Bungert erfahren, daß Walter nach Krefeld gefahren war. Daraufhin erwartete er ihn vor der Oberrealschule. Ein Glas Bier noch in dem Gasthaus, und dann ging es zum Bahnhof, um nach Bonn zurückzufahren. Unterwegs gab er in der Post ein Telegramm nach Hause auf, daß er das Abitur bestanden habe. Im Zug legte er sich lang auf die Bank und schlief sofort ein. Mit seinem Kommilitonen Heinz trank er in Bonn noch ein Glas Bier im Franziskaner, aber um zu feiern war er zu sehr abgespannt.

Am folgenden Vormittag ging er zum Sekretariat der Universität. Er teilte dem Sekretär mit, daß er am Vortage das Abitur bestanden habe und nunmehr die drei Semester mit kleiner Matrikel voll angerechnet werden mußten. Herr Franzmann holte das Studentenbuch hervor, löschte die kleine Matrikel und trug das bestandene Examen ein. Dabei gratulierte er Walter zu seinem Erfolg. An den noch

verbleibenden Tagen bis zum Semesterende besuchte er noch die Vorlesungen, arbeitete insbesondere die Geographie- sowie Chemie-Vorlesungen durch und legte darin die beiden Fleißprüfungen für den Gebührenerlaß mit „Gut“ ab. Dann kam auch die Anfrage der Zeche Zollverein nach dem Beginn seiner Tätigkeit während der Osterferien.

Am 1. März trat Walter seine Steigertätigkeit wieder an. Ebenso wie die vorausgegangenen Steigerdienste fanden auch diese vorwiegend nachts statt. Es waren vielfach Aufsichten von Verbau-, Umlegungs- und Reparaturarbeiten, die manchmal in mehreren Revieren oder auch auf verschiedenen Sohlen stattfanden. Walter mußte dann viele Arbeitspunkte befahren. Zu Ostern 1928 ermöglichte ihm der Betriebsführer, von Karfreitag bis Osterdienstag Dienst zu tun. Mit dem Feiertagsschichtenzuschlag brachten diese Tage viel Geld. Nach Beendigung der Ferien war die Finanzierung des nächsten Semesters gesichert.

Diese Ferien waren für ihn von einer besonderen Bedeutung. Während bisher das berufliche Weiterkommen der Hauptinhalt seines Lebens war und er alles darauf ausrichten mußte, drängten sich jetzt andere Gedanken in den Vordergrund. Er war inzwischen 25 Jahre alt geworden. Von einer herrlichen Jugend konnte er wirklich nicht sprechen. Das Versäumte war im gesellschaftlichen Bereich und in den zwischenmenschlichen Beziehungen nicht nachzuholen. Nun wollte er nichts mehr versäumen und teilhaben an allem, was einem gut und nützlich erschien. So kam es, daß er sich mit dem Gedanken befaßte, die enge Bekanntschaft eines Mädchens zu machen, um später einmal eine Familie zu gründen. Bisher waren durch seine sechs Schwestern viele Freundinnen ins Elternhaus gekommen. Große und kleine, schlanke und mollige, blauäugige und braunäugige, blonde und schwarze Mädels, eine Galerie zur



Emmy Alker

Auswahl. Aber keine zeigte Sympathie für Walter oder umgekehrt. Nur eine ständige Freundin der jüngeren Schwester Minni hatte gelegentlich bei Walter Zuneigung erweckt. Bei einer Familienfeier hatte Walter sie schon einmal in den vergangenen Jahren in den Arm genommen. Das war dann im Alltag aber wieder schnell vergessen. Gefühle durften nicht aufkommen, sollte nicht alles mißlingen. Aber jetzt war das anders. Es stand einem Vorhaben, mit Emmy Alker einmal auszugehen, von Walter's Seite nichts mehr entgegen. Günstig traf es sich dabei, daß sein Vater eines Tages von seinem alten Kameraden Franz Alker eine Beglaubigung über seinen Militärdienst beibringen sollte und ihn bat, damit zu Alkers zu gehen. Dabei traf er in der Wohnung Emmy und ihre Mutter an. Sie boten ihm Platz an, und Walter brachte sein Anliegen vor. Da er freundlich empfangen worden war, blieb er länger als nötig war und erzählte von seinem Leben während des Studiums und in den Ferien. Weil die Mutter einer Einladung folgen wollte, ließ sie die beiden allein. Walter begann von der gegenseitigen Zuneigung und Achtung zu sprechen, die sie sich schon mehrfach zu erkennen gegeben hätten und daß er ernsthaft daran denke, nun ein engeres Verhältnis anzufangen, in dem sie sich dann prüfen wollten. Er müsse mindestens noch 2 1/2 Jahre studieren, um im Studium einen Erfolg zu haben. Emmy hörte sich das in aller Ruhe an und antwortete schließlich auf eine Frage nach einem gemeinsamen Ausgehen für den kommenden Samstag mit Zustimmung. Tatsächlich fand dieses Treffen mit Spaziergang im Kruppwald statt. Abends waren sie bei Alkers zu Hause. Emmy's Vater lud Walter für den folgenden Sonntag zum Mittagessen ein. Es gab Bouillonsuppe, Kalbsnierenbraten, Kartoffeln und Gemüse sowie Weincreme als Dessert. Während der Unterhaltung bei Tisch hatte sich Putz, der Schnauzer-Hund, unbemerkt ins Zimmer geschlichen. Walter's Jacke war offen und hing etwas über die Sei-



Walter

ten des Stuhles hinunter. Nach einiger Zeit merkte Walter ein geringes Zupfen an seinem Rock. Er faßte dorthin und berührte den Hund. Als er genauer hinsah, mußte er feststellen, daß Putz die linke Flanke des Rockes stark zerbissen und zerfranst hatte. Mit einem Donnerwetter wurde Putz aus dem Zimmer gejagt. Walter's schöner guter Anzug war stark beschädigt. Die Wogen der Erregung glätteten sich bald, und der Sonntag verlief dann in schönster Harmonie. Am Abend mußte Walter zur Nachtschicht. — Einige Male trafen sie sich noch, aber dann waren die Ferien zu Ende.

Am 1. Mai fuhr Walter wieder nach Bonn. In diesem 4. Semester mußte er die Praktika abschließen und, außer den bisherigen Hauptvorlesungen, auch die geologischen Vorlesungen belegen. Das Tagesprogramm war voll ausgelastet. Von morgens früh bis zum späten Abend war er in den Laboratorien oder in den Hörsälen bzw. in der Bücherei. Es lohnte sich. Sowohl das quantitative wie auch das präparative Chemiepraktikum und zwei Experimentalvorträge konnte er erledigen. Die 50 physikalischen Versuche des großen Physikpraktikums beendete er ebenfalls und erhielt für beide Praktika die entsprechenden Bescheinigungen. Trotz dieser harten Anstrengung war dieses Semester lichter und freundlicher. Pfingsten verbrachte Walter, auf Einladung der Eltern von Emmy, mit ihnen gemeinsam auf der „Habbecke“ in Wenholthausen im Sauerland. Herrliches Wetter verschönte diese Tage, und zwei glückliche, junge Menschen konnten stundenlang durch Wald und Flur wandern, von der Gegenwart erzählen und von der Zukunft träumen. An manchen Samstagen kam Walter, auch während des Semesters, nach Hause. Einmal durfte Emmy ihn zum Wochenende in Bonn besuchen. Seine Schwester Elly mußte sie als Anstandswauwau begleiten. Zum Ende des Semesters waren wieder beide Fleißprüfungen für den

Gebührenerlaß fällig. Sie waren erfolgreich. In jedem Semester, außer dem ersten, hatte er bis auf die Versicherungsprämien vollen Gebührenerlaß erhalten. Das waren in den drei Semestern bereits 700 RM. Wie üblich kam zum Schluß des Semesters der Brief des Steinkohlenbergwerks Zollverein 1/2 mit der Anfrage, wann er seinen Dienst antreten würde.

Am 1. August begann wieder der Steigerdienst. Wie schon vorher, war Walter willkommen und herzlich begrüßt worden. Auf der Nachtschicht war eine Anzahl netter Kollegen zusammen, die sich gegenseitig halfen und unterstützten. Drei Monate, bis zum 31. Oktober, dauerte diese Tätigkeit. Wenn er gegen Mittag ausgeschlafen und gegessen hatte, lag der Nachmittag frei vor ihm. Ging er nicht mit Emmy aus, dann arbeitete er seine Vorlesungen und Praktika durch, damit alles, was er nun kennengelernt hatte, auch wirklich Bestand haben sollte. Insbesondere nahm er sich die Geologie vor, sowohl diejenige aus dem Lehrbuch der Bergbaukunde von Prof. Dr. Ing. Heise und Herbst, wie auch die der Vorlesungen bei Prof. Dr. H. Cloos und Prof. Dr. M. Richter im Geologischen Institut der Universität Bonn. Er empfand, daß es keine Belastung für ihn war. Es machte ihm viel Freude.

Das Wintersemester 1928/29 bot manch anderes. Der Vorlesungsbereich erstreckte sich vorwiegend auf das Geologische und das Mineralogische Institut. Chemie und Physik sowie Mathematik waren endgültig erledigt. Als Praktika kamen „Mineralogische Übungen“ und „Geologisch-paläontologische Übungen“ in Frage. Sie gehören unbedingt zur Ausbildung eines Geologen. Das Vorlesungsangebot in den geologischen Fächern war groß. Die Hauptvorlesung von Prof. Dr. Hans Cloos über „Allgemeine Geologie“ fand täglich vormittags von 8.00 - 9.00 Uhr statt. Es schlossen

sich dann andere Vorlesungen an, die mit der Vorlesung von Prof. Dr. Wanner, täglich von 12.00 - 13.00 Uhr, beendet wurden. Am Nachmittag war von 14.00 - 15.00 Uhr die Vorlesung von Stadttheater-Intendant Dr. Fischer über „Technik des Sprechens“ geradezu eine wunderbare Erkenntnis und Lehre. Bei ihm erkannte man, wie ausdrucksreich die Sprache ist und welche Möglichkeiten der Mensch besitzt, sein Innenleben und seinen psychischen und physischen Zustand mitzuteilen. Dr. Fischer zeigte auch seinen Hörern und Hörerinnen, wie lange man ohne zu ermüden und heiser zu werden, sprechen könne. Eine heisere Stimme konnte er in wenigen Sekunden vorführen. Diese Vorlesung war für Walter sehr aufschlußreich. Sein späterer Beruf als Bergschullehrer sah Unterrichtsstunden von 100 Minuten Dauer vor. Wenn er schon einmal eine Springstunde hatte, dann ging er auch in die Anatomie, wo sein Kommilitone Wank an einer Leiche arbeitete. Der widerwärtige Geruch in dem großen Saal war nur anfangs abstoßend. Schnell hatte er sich daran gewöhnt. Es interessierte ihn, welche gründliche Ausbildung die Mediziner erfuhren, und er stellte fest, wie kompliziert der Mensch gebaut ist.

Da er sein Studium mit der Promotion in Geologie abschließen wollte, mußte er nun zu Prof. Dr. Cloos gehen und ihn bitten, ihn als Doktoranden anzunehmen und ihm ein Arbeitsthema zu geben. In der über einstündigen Unterredung erzählte Walter, was er bisher alles gemacht habe. Daraufhin erklärte Prof. Dr. Cloos, was er lehre und worin seine Forschungsarbeit bestünde. Da beider Gebiete so weit auseinanderlägen, möchte er davon absehen, ihm ein tektonisches Doktorarbeitsthema zu geben. Etwas anderes wäre, Walter könne sich entschließen, noch 10 - 12 Semester anzuhängen. „Das kann ich auf gar keinen Fall!“ Prof. Cloos blickte auf den enttäuschten jungen Mann, der mit so viel Hoffnung und Erwartung zu ihm gekommen war.

„Für Sie käme der Leiter der Anstalt für Angewandte Geologie, Prof. Dr. Wanner, hier im gleichen Hause, in Betracht.“ Nachdem er dies sagte, nahm er den Telefonhörer hoch und rief den Kollegen an. Er gab Prof. Wanner eine kurze Information über Walter und schickte ihn zu ihm. Er wurde sehr freundlich empfangen. Walter bekam Platz angeboten und wurde gebeten, zu erzählen. „Ja, das ist ja sehr schön, was Sie alles gemacht haben. Ich will es mir überlegen, welches Thema ich Ihnen geben kann. Ach, da fällt mir ein, falls Sie Interesse daran haben, paläontologisch zu arbeiten, dann können Sie es auch bei mir. Ich habe aus Timor, Java und Sumatra eine große Sammlung hier. Kommen Sie bitte mit in den Nachbarraum.“ Dort zog er einige Schubladen der riesigen Schränke auf. In ihnen lagen Tausende von Blastoideen. Sie hätten von Walter untersucht, geordnet und beschrieben werden müssen. Davor grauste es ihm. Den ganzen Tag nur diese Fossilien messen, Abweichungen feststellen, System hineinbringen, katalogisieren und beschreiben, das lag ihm nicht. „Na, haben Sie Lust dazu?“ „Wenn ich vielleicht ein anderes Thema haben könnte, dann wäre mir das lieber.“ „Gut,“ sagte Prof. Wanner, „dann kommen Sie in drei Tagen wieder. Bis dahin habe ich mir ein anderes Thema überlegt.“ Nach drei Tagen war Walter wieder bei ihm. Prof. Wanner erinnerte sich sofort und sagte: „Ich habe vor kurzer Zeit ein Gutachten über die Wasserversorgung der Stadt Zülpich in der Eifel gemacht. Lesen Sie sich das einmal zu Hause durch. Sie könnten in der Eifel eine hydrologische Arbeit machen, einmal eine Untersuchung regional durchgeführt, wäre die erste dieser Art. Ein Beispiel haben Sie nicht. Kommen Sie in den nächsten Tagen wieder, und überlegen Sie sich auch, wie Sie die Arbeit anfassen wollen.“ Für solch ein Thema interessierte er sich. Die Kenntnisse, die er sich bei der Arbeit aneignen, und die Erfahrungen, die er am Schlusse überblicken würde, müßten für seinen späteren

Beruf von großem Nutzen sein. Er wollte sich aber das Gebiet vorher ansehen. Sein Kommilitone Werner Kost nahm ihn auf dem Motorrad mit. Es war Mitte November und kalt. Auf dem Soziussitz fror Walter stark. Als die beiden in Zülpich ankamen und abstiegen, waren sie so steif, daß sie kaum vom Sitz herunter konnten. In einem Cafe aßen sie zu einer Tasse Kaffee ihre Butterbrote. Dann fuhren sie ins Gelände. Die Wiesen und Sträucher waren von Reif überzogen. Das Gelände zeigte sich in seiner hügeligen bis bergigen Beschaffenheit als landschaftlich schön. Nur waren die Arbeiten im Gelände mit dem Fahrrad schwer zu verrichten. Nach Bonn zurückgekommen, hatte er sich entschlossen, diese Arbeit anzunehmen und das Beste daraus zu machen. Er teilte Prof. Wanner seinen Entschluß mit und dieser war zufrieden. „Wenn Sie mit der Arbeit beginnen, erhalten Sie ein Arbeitszimmer, wo sie ungestört arbeiten können.“ Mit der Arbeit konnte er aber nur soweit anfangen, wie er neben den Vorlesungen und Übungen Unterlagen, wie Karten, Literatur und Berichte sammelte. In den Büchereien war nur sehr wenig vorhanden. Insbesondere fehlten geologische Karten. Einzige brauchbare Geologische Karte der Rheinprovinz und Westfalens war die von Dechen'sche Karte aus dem Jahre 1884. Soweit geologische Meßtischblätter vorhanden waren, berührten sie nur die Randgebiete des Arbeitsbereiches. Über den Nordwestteil der Sötenicher Mulde hatte Quiring eine Veröffentlichung erscheinen lassen. Die Grundwasserverhältnisse waren weitgehend unbekannt. So lief der erste Teil des Wintersemesters 1928/29 verhältnismäßig ausgeglichen ab. Während dieser Zeit beschäftigte er sich mit einem anderen Problem. Da war Emmy, seine „heimliche Braut“. In den großen Ferien und auch an den Wochenenden während des Semesters waren beide viel zusammen. Auch wenn sie sich von klein an kannten, so brachten doch die Zusammenkünfte beiderseits immer wieder neue Erkenntnisse. Walter

lernte in ihr ein außerordentlich künstlerisch-begabtes Mädchen kennen, das nicht nur musikalisch beachtliche Leistungen zeigte, sondern auch auf dem Gebiet der Malkunst schöne Bilder angefertigt hatte. Dazu kam ihr guter Geschmack und ihr Geschick für Handarbeiten aller Art. Stricken, Häkeln, Sticken usw. nebst anderen Arbeiten beherrschte sie spielend. Bei ihrer Mutter hatte sie eine hervorragende Küche gelernt. War Walter bei ihr zu Hause eingeladen, konnte er mit einem guten, geschmackvollen Essen rechnen. Einem hungrigen Studenten tat das immer sehr gut. Neben diesen Vorzügen hatte sie sich immer mehr zu einem liebenswerten netten Mädchen entwickelt. Ihr gesundes Aussehen, das tizianrote Haar, die grauen Augen und der gute Wuchs waren von nachhaltigem Eindruck. Freundlich, höflich, aber auch kritisch, glaubte Walter in ihr die Frau für's Leben gefunden zu haben. Als er die Verlobung zum 2. Weihnachtstag vorschlug, stimmte sie freudig zu. Die Feier fand mit über 30 Personen in der elterlichen Wohnung statt. In ihrem späteren Leben haben sich die beiden noch gern an das schöne Fest erinnert.

Der Winter 1928/29 zeichnete sich durch eine große Kälte aus. Morgens war das Waschwasser in der Kanne auf dem Waschtisch gefroren. Mit den Braunkohlenbriketts war das Zimmer in Bonn nicht warm zu bekommen. Deshalb verbrachte Walter die meiste Zeit außerhalb der Vorlesungen im Geologischen Institut oder in der Bücherei. Nur zum Mittagessen ging er in den Franziskaner. Hier traf er regelmäßig mit seinem Kommilitonen Heinz Minnrop zusammen. An einem Tage gegen Ende des Semesters teilte ihm Heinz mit, daß sein Vater pensioniert sei und er am nächsten Tage von Essen nach Bonn käme, um sich in Godesberg ein Haus zu kaufen. Ich sollte mich doch für den Nachmittag und Abend frei halten, denn sein Vater wolle sie zum Kaffee in Godesberg und Abendessen in Römlinghoven einladen.

Heinz und sein Vater hatten am folgenden Vormittag das Haus besichtigt und sich zum Kauf entschlossen. Der notarielle Kaufvertrag sollte erst am nächsten Tag abgeschlossen werden. So fuhren, nachdem Walter dazu gekommen war, die drei am Nachmittag nach Bad Godesberg und tranken bei Dreesen Kaffee. Sie gingen noch eine halbe Stunde spazieren. Obwohl Tauwetter eingesetzt hatte, war es noch sehr kalt. Mit roten Ohren und kalten Nasen kamen sie schließlich zur Fährbootanlegestelle nach Niederdollendorf. Das war gegen 17.30 Uhr. Der Fährmann erklärte, daß er erst warten müsse, ob das Moseleis komme, das sei abgegangen. Inzwischen hatten sich etwa 30 Personen eingefunden, meist Berufstätige, die übergesetzt werden wollten. Sie warteten ebenso wie die drei. Mittlerweile hatten alle kalte Füße bekommen und versuchten, sich irgendwie durch Bewegungen warm zu halten. Endlich sagte der Fährmann: „Einsteigen, wir können fahren. Das Moseleis scheint nicht zu kommen.“ Das Boot füllte sich nur zu einem Drittel. Dann tuckerte es los.

Nachdem es ein Stück zurückgelegt hatte, sehen die Fahrgäste eine riesige graue Eisscholle von der Größe eines Fußballfeldes auf das Boot zukommen. Der Fährmann steuerte frontal darauf zu, um die Scholle aufzubrechen. Das Boot glitt langsam aber sicher auf die Scholle zu und schiebt diese unter sich. Die Schraube ist nicht mehr im Wasser. Auf Kommando des Fährmanns müssen alle Fahrgäste dicht nach vorn, zur Seite und nach hinten, um durch die massive Gewichtsverlagerung die Scholle zu brechen. Unterdessen treibt die Eisscholle mit dem Boot weiter nach Bonn. An den Brückenpfeilern könnte das ganze Unternehmen zerschellen. Der Vater von Heinz wird nervös: „Walter, ich kann nicht schwimmen. Wenn es zur Katastrophe kommt, ich habe 18.000 RM bei mir für das Haus. Rette die wenigstens.“ Aber so weit ist es noch lange nicht,“ entgegnete

Walter. An den Ufern standen auf beiden Seiten viele Leute, die die Namen ihrer Angehörigen riefen. Das Rufen ging hin und her. Ununterbrochen liefen alle Fahrgäste nach dem Kommando des Fährmannes auf dem Boot in die vorgegebenen Richtungen. Ganz plötzlich brach die Scholle auseinander. Die Schraube war wieder im Wasser. Der Motor tuckerte. Ein breiter Spalt hatte sich in der Scholle geöffnet. In ihm fuhr das Boot nun rheinaufwärts nach Niederdollendorf, nicht ohne noch manchen Stoß von dem Eis abzubekommen. Gegen 8 Uhr war das Boot an der Anlegestelle. Keiner der drei hatte noch Lust auf ein Abendessen in Römlinghoven. Mit der Siebengebirgsbahn ging es nach Bonn zurück. Im Franziskaner wurde gegessen und anschließend in der Bols-Stube bis in den frühen Morgen der gute Ausgang des Erlebnisses gefeiert.

Geländearbeit und Promotion

Die Fleißprüfungen wurden wieder erledigt und der Steigerdienst auf der Zeche Zollverein aufgenommen. Diese Ferien mußte es zum letzten Male sein. In den großen Ferien muß er an die Geländearbeit für die Dissertation. Dann kamen nur Geldausgaben auf ihn zu. Daher rechnete Walter seine Bestände und seine Einnahmen zusammen. Es reichte noch bis zum letzten Semester, dann waren seine Gelder verbraucht. In diesem Falle wollte er ein Darlehen beim Studentenwerk aufnehmen, zinslos, das er später zurückzahlen würde. Die Ferien gingen vorbei, und das Sommersemester 1929 stand vor der Tür. Walter belegte weiterhin die Vorlesungen. Er besuchte sie und arbeitete sie durch. An Feiertagen oder Sonntagen fuhr er, sofern er nicht nach Essen fahren konnte, mit der Bahn nach Münstereifel. Sein Fahrrad nahm er mit. In Münstereifel besuchte er seinen Freund, den Studienrat Michel, der hier

verheiratet und Hausbesitzer war. Die Einladung, bei ihm während der Geländearbeit zu wohnen, nahm Walter gern an. Als Gegenleistung verwaltete er dafür in Bonn das Haus Rosental 11, das ihm gehörte.

Die nächsten Semester und die Ferien standen bis zur Promotion unter dem Zwang der Geländearbeit, der Zusammenstellungen, des Literaturstudiums und der Niederschriften. Daneben wurden, so weit möglich, die Vorlesungen besucht. Im Geologischen Kolloquium hatte Walter zwei Vorträge zu halten. Am Ende des Semesters waren die zwei Fleißprüfungen für den Gebührenerlaß fällig. Schwierigkeiten bei der Geländetätigkeit bereitete das Fahrrad. Besonders bei Regenwetter war es in den Muschelkalkgebieten auf den aufgeweichten Straßen und Wegen von Muschelkalk und Kuhmist oft so verdreckt, daß es sich kaum noch bewegen ließ. Es blieb dann nichts anderes übrig, als das Rad zum nächsten Bach zu schleppen und darin kräftig zu reinigen. Als dann aber immer mehr Überprüfungsfahrten zwischen Bonn und der Eifel notwendig waren, kaufte er sich ein gebrauchtes Motorrad. Damit war es kein Problem, an einem halben Tage solch eine Überprüfung vorzunehmen. Insgesamt trug das Motorrad sehr zur Beschleunigung des gesamten Arbeitsablaufes bei. Da es aber gebraucht war und über 80.000 km schon gefahren war, gab es eines Tages seinen Geist in Leverkusen auf. Das geschah genau vor einem Motorradgeschäft. Sofort wurde ein neues Motorrad gekauft, eine 250 ccm-Maschine, Marke NSU. Über das Studium hinaus hat diese noch lange ihre Dienste getan. Der Umfang der Untersuchungen im Gelände dehnte sich immer mehr aus. Schließlich umfaßte er ein Areal von 780 qkm. Prof. Dr. Wanner kam und sagte, daß er nunmehr abschließen könne. Vorausgegangen waren mehrere Ausarbeitungen, die Walter handschriftlich seinem Professor vorgelegt hatte. Damit war er kaum zufrieden. Ihn

mußte die Handschrift geärgert haben. Im vorletzten Entwurf schrieb er an den Rand „Unmöglich zu drucken“. Walter hatte gerade diesen Teil aus dem Buch von H. Blanckenhorn „Die Trias der Nordostefel“ wörtlich übernommen. Das Zitat hatte Wanner übersehen. Walter ging damit zu Prof. Dr. Richter und zeigte ihm die Anmerkung. „Schreiben Sie daran: bereits seit 1886 gedruckt.“ Walter änderte nichts, sondern legte nunmehr alles in Maschinenschrift geschrieben vor. Schon nach wenigen Tagen kam Wanner kurz herein und meinte, unter Hinweis auf die guten Zeichnungen: „So können Sie die Arbeit einreichen, ich nehme sie an.“ Jeden Tag arbeitete er an der Vorbereitung für das Examen. Termin dafür sollte im Dezember sein. Wieder ging es von morgens bis tief in die Nacht. Der Hausmeister des Institutes schimpfte, daß in Walter's Zimmer noch um 3 Uhr früh das Licht brannte. Aber es war so viel nachzuholen. Er war nun im neunten Semester, ein Semester davon hatte er für das nachgeholte Abitur verloren. Wenn er im Dezember promovieren könnte, dann hätte er tatsächlich nur 7 1/2 Semester, einschließlich Promotion, studiert. Das war wirklich eine Leistung. Auch die Finanzierung lief gut. Nur über die Gebühr von 300 RM für die Promotion machte er sich kurze Zeit Sorgen. Aber im Sommer, am hellen Sonntagvormittag, war er, von Godesberg kommend, in einen offenen Kanalschacht gefahren. In hohem Bogen flog er von der Maschine und holte sich eine schmerzhaft Verletzung. Sie wurde ärztlich behandelt und in Bad Nenndorf auskuriert. Die Versicherung des Studentenwerks erkannte den Unfall an und überwies 311 RM Schmerzensgeld, Das reichte gerade als Gebühr für die Promotion. Trotz allem waren aber die finanziellen Verhältnisse schlechter geworden. Die beiden Motorräder hatten Kosten verursacht, die an der Substanz zehrten. Manches Mittagessen mußte daher ausfallen und durch zwei Schnitten Schwarzbrot, mit Zucker bestreut, und Wasser

ersetzt werden. Es ging dennoch voran. Nachdem er sich zur Promotion angemeldet hatte, erhielt er einen Termin für den 17. Dezember 1930, mittags 14.00 Uhr.

Es begann bei Prof. Dr. Wanner. Als Walter vom Institut zum Rosental fuhr, um sich für die Prüfung umzuziehen, begegnete ihm Prof. Dr. Richter auf dem Fahrrad. Er stieg ab und begrüßte Walter. „Wanner hat vorhin gesagt, wenn der Semmler nichts kann, lasse ich ihn durchfallen! Also, seien Sie auf der Hut. Alles Gute!“ „Ich habe gearbeitet, mehr konnte ich nicht tun,“ war Walter's Antwort. Er war bedrückt. Wanner hatte ihn überhaupt nicht ein einziges Mal geprüft.

Prof. Dr. Wanner wohnte in der Schumannstraße und dort fand die Prüfung statt. Der Prüfling wurde freundlich empfangen und gebeten, Platz zu nehmen. Sogleich wurde mit Fragen begonnen. Über 1 1/4 Stunde lang dauerte die Prüfung. Dann stand der Professor auf, lächelte und hustelte leicht: „Das war aber eine sehr angenehme Überraschung für mich. Sie haben ja alles gewußt. Ich gebe Ihnen in Angewandte Geologie „Sehr gut“!“ Dann wünschte er weiteren guten Erfolg für die übrigen Fächer. Pünktlich um 15.30 Uhr stand Walter im Geologischen Institut vor dem Zimmer von Prof. Dr. Cloos. Es dauerte nur eine ganz kurze Zeit und er wurde hereingerufen. Große Freundlichkeit auch hier, besonders, da Prof. Dr. Cloos von Prof. Dr. Wanner schon telefonisch vom Ergebnis der Prüfung im ersten Fach unterrichtet worden war. Es ging auch hier sehr gut. Nach einer Stunde war die Prüfung bei Prof. Dr. Cloos beendet. Walter mußte nun bei Prof. Dr. Pfeiffer um 17.00 Uhr eine einstündige Prüfung in Chemie durchstehen. Sie fand im Rektoratszimmer im Hauptgebäude der Universität statt. Hier kamen mehrere Prüfungsgruppen zusammen.

Prof. Dr. Pfeiffer prüfte Walter zusammen mit einem Chemie-Doktoranden. Während er mit den Antworten des Chemie-Kandidaten garnicht zufrieden war, gab er Walter sehr gut. Ganz anders verlief die Prüfung in Physik.

Einige Tage vorher hatte Walter bei Prof. Dr. Konen, wie auch bei den übrigen Professoren, einen Besuch gemacht. Dabei hatte Konen ihn nach der Hydraulik und ihren Gesetzen gefragt. Er setzte voraus, daß Walter das schon können würde. Diese Bemerkung war wohl ein Hinweis auf das Prüfungsthema und so paukte Walter nur noch Hydraulik. Aber in der Prüfung kam nicht ein einziges Wort von Hydraulik vor. Sie behandelte adiabatische Zustände in der Atmosphäre usw. Walter mußte schweigen. Nichts von Hydraulik. Danach die Leidener Flasche, Influenz usw. Da wußte er Bescheid. „Herr Semmler, Sie haben bestanden, aber schön war das nicht.“ Hinterher erfuhr Walter, daß Konen über das Thema seine Vorlesung am Prüfungstag von 12 - 13 Uhr gehalten hatte. In dieser Vorlesung aber konnte Walter nicht mehr gewesen sein. Um 18.30 Uhr wurden alle Doktoranden zusammengerufen. Nur zwei hatten die Prüfung nicht bestanden. An diesem Tage wurden wohl 30 in allen Fakultäten geprüft.

Mit seinem Kommilitonen Heinz Minnrop trank er am Abend noch einige Glas Bier im Franziskaner. An eine Feier war nicht zu denken. Die letzten Finanzen brauchte er für die Heimfahrt nach Essen.

Im Elternhaus stand die Mutter am Küchenherd. Der Vater saß vor seinem Frühstück, Brötchen mit Ei. „Was willst Du denn schon hier? Habt Ihr schon Weihnachtsferien?“ Mit diesen Worten empfing ihn die Mutter. Vater hatte von seiner Zeitung aufgeblickt. „Ich habe gestern mein Doktor-examen bestanden!“ Es folgte ein sprachloses Erstaunen der Eltern: „Ja, da hast Du uns doch garnichts vorher von gesagt.“ „Es hat auch so gegangen.“ Mutter nahm den

Sohn in den Arm und gratulierte ihm herzlich. Vater stand auf, zog sein Portemonnaie und reichte Walter mit einem Zehnmarkschein die Hand zur Gratulation. Ein paar Worte des Dankes von Walter, auch für das Geld, das er so gut gebrauchen konnte. Er hatte nur noch 30 Pfennige. Das Sparbuch war ebenfalls leer.

Anschließend besuchte er seine Verlobte. Auch hier Erstaunen über das frühe Auftreten des Besuchers. Er war erst eine Woche später, zu Weihnachten, erwartet worden. Abends vorher hatte Emmy's Vater noch genörgelt, daß alle anderen Studenten fertig würden, nur der Walter nicht; er wolle nur wissen, wie lange das noch dauert, bis er das Studium beenden könne. Nun aber stand er leibhaftig vor seiner Verlobten und ihren Eltern und konnte mitteilen, daß er am Tage vorher promoviert hatte. Freudig gratulierten ihm alle drei zu dem Erfolg. „Aber, Du hast doch keine Stelle,“ sagte Emmy's Vater. „Doch, am 2. Januar 1931 fange ich an der Bergschule in Essen an. Prof. Dr. Herbst hat es mir versprochen.“ Das hatte er nicht erwartet. Sprachlos setzte sich der Vater hin und sagte nur: „Das ist eine Überraschung!“ Prof. Dr. Herbst hatte auf der Exkursion des Niederrheinischen Geologischen Vereins im Hunsrück im Oktober zu Walter, als ehemaligem Essener Bergschüler, gesagt: „Leute, die so um sich hauen, können wir gebrauchen! Wenn Sie promoviert haben, kommen Sie zu mir.“ Am Nachmittag gingen Emmy und Walter aus. Sie waren glücklich, daß nun alle Ungewißheiten ein Ende hatten. Das Berufsleben konnte beginnen. Nach einigen Tagen fuhr er nach Bonn, um seine Sachen zu holen und sich von Professoren und Kommilitonen zu verabschieden. Die Ausbildungszeit war damit zu Ende. An der Bergschule trat er als Assistent, mit 150 RM monatlicher Vergütung, seine Stelle am 2. Januar 1931 an. Während Tausende und Abertausende arbeitslos waren, war er froh, daß er einen Ar-

beitsplatz hatte, wenn auch nur mit einer geringen Bezahlung. Als am 31. Juli 1931 in einer großen akademischen Feier die jungen Doktoranden ihre Urkunden erhielten und der Rektor der Universität Bonn, Magnifizienz Prof. Dr. Pfeiffer, die Festrede hielt, wurde ihnen nahegelegt, jede Arbeit, auch die eines Straßenkehrers, anzunehmen. Hoffnungsvolle Aussichten auf eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Zukunft gäbe es nicht. Umso mehr war Walter dafür dankbar, daß er eine Stelle gefunden hatte und dann noch in dem von ihm angestrebten Beruf. Von hier aus würde er schon eines Tages weiterkommen.

Schluß

Obwohl die Ausbildung Walter stark in Anspruch genommen hatte, konnte er doch, im Rahmen der freien Zeiten, am Familienleben teilnehmen, das sich den Umständen entsprechend weiterentwickelte. Zuerst war die älteste Schwester Käte durch ihre Hochzeit 1919 nach Hagen verzogen. 1924 folgte die zweitälteste Schwester Emmy und wählte nach der Hochzeit ihren Wohnsitz in Gladbeck. Die Verheiratung der beiden Schwestern bedeutete aber in keinem Fall eine Lösung oder Abkehr von der Familie. Fast jeden Samstag und Sonntag waren die jungen Ehepaare in Stoppenberg. Die Kinderschar war nun auf zwölf angestiegen. Vater, in seiner Fürsorge um die Harmonie in der Familie, sorgte immer für eine genügende Menge an Getränken. Ein 50-Liter-Faß voll Rheingauer Wein aus Oppenheim bildete im Herbst, nach Abfüllung in Flaschen, neben den übrigen Getränken die Grundlage für die zahlreichen erlebnisreichen Familienzusammenkünfte. Da wurden Gedichte aufgesagt, Theater gespielt, Lieder gesungen, Anekdoten erzählt und gewitzelt. Fröhlichkeit und Freude, La-

chen und Heiterkeit erfüllten dann die großen Räume in der ersten Etage des Hauses. Besonders Fritz Wagner, der Ehemann von Emmy, verstand es vortrefflich, die ganze Gesellschaft stundenlang zu unterhalten. Meistens war die Familie voll versammelt, da niemand Lust verspürte, auszugehen und den Abend in einer Wirtschaft zu verbringen. Während der Kohlenknappheit holten sich Käte und Gustav jedesmal einen Koffer voll Kohlen. In Hagen bekamen sie keine. Vater hatte wegen der starken Bergschäden und den damit verbundenen Undichtigkeiten im Hause von der Zeche Friedrich-Ernestine genügend Kohlen erhalten. So halfen sich die Familienangehörigen gegenseitig über die Schwierigkeiten des Alltags hinweg.

Walter trieb mit seinen beiden älteren Brüdern im Verein für Leibesübungen „Schwarz-Gold“ Sport. Handball und Faustball sowie Leichtathletik. Zweimal oder auch öfter wurde wöchentlich auf dem Kirmesplatz trainiert. Das war ein guter Ausgleich zu der schweren körperlichen Arbeit untertage. Die sportliche Betätigung beim Faustball oder beim Handball in der frischen Luft bedeuteten für ihn Erholung; selbst auch dann noch, wenn er die anderthalben Schichten verfahren hatte. Sie fielen mit den Trainingstagen Dienstag und Freitag zusammen. Nach dem Training trafen sich dann die jungen Leute bei Semmlers. Da kamen oft zwanzig Leute in die Wohnung, setzten sich um den großen runden Tisch und plauderten oder schwadronierten über die Leistungen im Sport, über die Ergebnisse, über Erfolge u. a. m. Mutter kochte dann den größten Topf voll Nudeln und mischte sie mit Tomaten zu Tomatennudeln. Alle zwanzig aßen gemeinsam, bis die große Schüssel leer war. Manch einer hätte zu Hause das Gericht nicht beachtet; aber hier in der Gemeinschaft schmeckte das Essen einfach köstlich. Der Verein wurde mit der Zeit immer größer. Anfangs waren es fast nur höhere Schüler und

Schülerinnen. Später traten immer mehr auch Berufstätige ein. Der Kirmesplatz mit seiner eng begrenzten Fläche, die zum Trainieren geeignet war, hatte immer wieder den Anlaß gegeben, bei der Gemeindeverwaltung wegen der Anlage eines neuen Sportplatzes vorstellig zu werden. Schließlich waren die Bemühungen von Erfolg gekrönt. Aber der neue Sportplatz war ein eingeebneter Acker mit einer Lehmoberfläche. Bei trockenem Wetter war er für den Sportbetrieb geeignet; aber nach Regenwetter oder feuchten Tagen war der Platz von einer lehmigen glitschigen Schicht überzogen, auf der die Ausübung von Sport jeder Art unmöglich war. Viele Jahre mußte dieser Platz als Übungsstätte dienen. Vereinslokal war das Hallo-Restaurant. Hier setzten sich die Vereinskameraden zusammen und besprachen die Angelegenheiten, die der Sportbetrieb mit sich brachte. Dabei wurde manches Glas Bier getrunken. Mit der Zeit verließen die höheren Schüler nach dem Abitur den Verein und gingen zum Studium. Auch Walter mußte ihn eines Tages wegen des Studiums verlassen. Andere Mitglieder heirateten. Auch in der Familie änderte sich manches. In den Jahren 1928/29 fanden fünf Verlobungen und vier Hochzeiten statt. Sie wurden, mit einer Ausnahme, wegen der großen Räume und des Gartens im Elternhaus gefeiert. Nun waren schon sieben Kinder aus dem Haus. Da Wilhelm in Berlin bei Siemens angestellt war, blieben nur noch die beiden Jüngsten, Erich und Uschi, zu Hause. Eine schnelle Veränderung hatte die große Familie erfahren. Mutter paßte diese Wandlung gar nicht. Aber mit der Zeit schickte sie sich in die neuen Verhältnisse. Vater merkte dies nicht so sehr, da er seinen Geschäften nachging. Aber bald danach verließen auch die letzten beiden das Elternhaus. Das Nest war leer. Vater und Mutter waren allein. Das Alleinsein haben sie aber nicht lange genießen können, da Vater schon 1932 starb.